

Jahrgang 64.

St. Louis, Mo., 17. Januar 1918.

Seit 13.



Die Abendschule.



COPYRIGHT 1906
BY A. RUSSELL

Betsy Ross beim Anfertigen der ersten Bundesflagge.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY

ST. LOUIS, MISSOURI



Ivory-Seife

99 $\frac{44}{100}$ % rein.
Sie schwimmt.

Die besten Stoffe, welche die Welt bietet, werden für Ivory-Seife gewählt.

Diese Stoffe werden untersucht und bloß solche von höchster Güte bei der Herstellung verwendet.

Diese vorzüglichen Stoffe werden zerkleinert, um alle Fremdkörper zu entfernen.

Rein und frei von allen Unreinigkeiten werden sie in solchem genauen Verhältnis gemischt, daß weder unverbundenes Alkali noch unverseiftes Öl in dem vollendeten Erzeugnis verbleibt.

Keine billigen Stoffe werden zugefügt, um Gewicht und Masse zu verleihen — kein Harz, kein Füllmittel.

Rein Griech kommt hinein, damit die Seife durch Reibung besser reinige.

Kein Parfüm wird hinzugefügt, weil keine mindertwertigen Bestandteile da sind, deren Geruch verdeckt werden müßte.

Geübte Seifenmacher, von denen manche seit 39 Jahren Ivory hergestellt haben, prüfen die kochende Seife beständig durch Befühlen, Schmecken und Besichtigen.

Chemiker machen Laboratoriumsproben von jedem Kesselvoll sowohl während wie nach dem Kochen.

Wenn erkaltet, wird sie in Stücke geformt mit runden Ecken und geraden Seiten.

Die gerundeten Ecken erleichtern das Wenden in der Hand zum Schaumerzeugen beim Waschen und Baden.

Die geraden Seiten erleichtern das Festhalten und Aufreiben auf Zeug, Bürste oder Lappen beim Gebrauch zur Wäsche oder Reinigung.

Das Stück ist gefurrt, um es mit einem Faden leicht zu teilen. Es ist so groß, daß viele Leute beim Waschen die Hälfte vorziehen.

Sie können Ivory-Seife überall benutzen, wo ihr jetzt die teuersten Bade- und Toilettenseifen verwendet.

Sie ist weiß und besitzt den angenehmen natürlichen Geruch ihrer hochgradigen Zutaten.

Sie gibt einen weichen, reichlichen, perlenden, starken Schaum.

Sie ist rein und mild, reizt die zarteste Haut nicht und hinterläßt kein Brenngefühl.

Sie spült leicht ab und läßt nicht einen Fettglanz zurück.

Sie schwimmt. Stets im Bereich, euch mahnend, sie aus dem Wasser zu nehmen. Sie versinkt nicht vor den Augen, um zu vergehen.

Dieselben Eigenschaften machen sie für feine Wäscherei und für die Reinigung aller empfindlichen Gegenstände ebenso empfehlenswert.

Sie können Ivory-Seife benutzen, wo ihr jetzt überhaupt keine Seife gebrauchen könnt. Ihr solltet sie gebrauchen, wo die Seife, die ihr jetzt benutzt, Schaden verursacht.

Ihr bekommt dies große Stück vorzüglicher Seife für wenige Cents. Die ungeheure Nachfrage erniedrigt den Preis auf ein Minimum.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

Heft 13.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 17. Januar 1918.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probennummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

Aus der Zeit für die Zeit.

Soziale Neuerungen und das Heim.

Eine so tiefe Sehnsucht nach einer anderen, besseren Zeit hat schwerlich jemals in den ersten Tagen eines neuen Jahres so viele Gemüter erfüllt wie heute. Durch die ganze Welt geht dieses Sehnen. „Ach, daß endlich wieder Ruhe und glückliche, geordnete Zustände eintreten möchten!“ seufzen die einen — „Vorwärts zur wahren Demokratie!“ lautet hien und drüben die Parole der andern. Regierungen und weite Volkskreise bemühen sich dort und hier, eine bessere soziale und wirtschaftliche Umgestaltung, wie sie der große Krieg aufdrängt, herbeizuführen. Fortschrittlich, rücksichtslos und radikal fortschrittlich macht sich zum großen Teile der Geist der Zeit geltend. Aber die Stimmen, die hin und her rufen, klingen wie das Getreibe auf der Großstadtbörse — durcheinander, verworren.

Keine Stimme, auch der größten, besonnensten Männer der Völker, dringt durch, und keiner glaubt dem andern. Die ganze Weltlage ist wie ein Hausbrand. Da suchen die Hausbewohner in ihrer Verwirrung vom Hausrat zu retten, was sie können, aber was geschieht? Wertvolle Sachen läßt man liegen, sie fallen den prasselnden Flammen anheim, und nur Gerümpel hat man herausgeschleppt. In dem großen Durcheinander der Weltkatastrophe kämpft manche Regierungsform um ihre Existenz und sucht zu retten, was zu retten ist, aber während vielfach die Grundprinzipien rechter Volksregierung — Wahrheit, Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Nächstenliebe — dem Hausbrande preisgegeben werden, will man durch Weltverbrüderung, soziale Gleichstellung, internationale Schiedsgerichte u. dgl. eine neue Zeit anbahnen und rettet doch nur morschen Hausrat. Besonders



Die Hochzeit zu Kana.

der Sozialismus strebt zum Siege in allen Ländern zu gelangen. Seine Fahnen wehen! In allen Volkskreisen hüben und drüben scharen sich große Massen um sein Banner, sie erwarten, daß er nicht nur das Ende des blutigen Ringens herbeiführen, sondern auch ein besseres internationales Verhältnis unter den Völkern begründen und in den einzelnen Ländern eine bessere Wirtschaftsordnung zutage bringen werde. Und dort wie hier sind Regierungskreise bemüht, den Geist des Zusammenwirkens im Unterschied vom Individualismus zu fördern. Mehr und mehr wird „die wahre Demokratie“ zum Losungsworte. Sehr richtig legte dies neulich Dr. David Williams, Bischof der Episkopalkirche in Michigan, in einer Rede klar: „Sie mögen dies Sozialismus nennen, wenn es Ihnen beliebt. Sie mögen es als wohlthätige Tyrannei von oben bezeichnen, in Wirklichkeit ist es Kooperation im Gegensatz zum Individualismus. Die Völker lernen diese Lektion der Kooperation, welche das Geheimnis der Tüchtigkeit wie des Patriotismus ist, und wenn sie dieselbe einmal gelernt haben und bemeistern, wird die Lehre nie vergessen werden.“ Ebenso sagte Bundes Senator Harding in einer Rede in Ohio: „Kriegsnotwendigkeiten haben die Regierungen Europas gezwungen, zum teilweisen Staatssozialismus ihre Zuflucht zu nehmen.“ Und es ist unverkennbar: das Hauptgewicht der neuen Richtung ist, daß die Nationen, die organisierten Demokratien, vor allem die Pflicht oben anstellen, sich höhere Einnahmen zu verschaffen, um allen Anforderungen gerecht werden zu können. Nicht mehr eine einzelne Person, nicht ein Monarch, sondern der Staat ist es, dessen Machtvollkommenheiten der Krieg unermesslich gefördert hat. Die gewaltige Zeit ist aber wie ein „Post Graduate Course“ in Gottes Schule der Völkerverziehung! Sollen sie nicht alle gleichsam einen neuen Hausstand gründen? Das erste Zeichen, das Jesus tat, geschah im Hause eines jungen Ehepaares! Wie das Leben der Familien beschaffen ist, so ist auch das des Volkes; wie das Heim, so der Staat. Auf der Heiligkeit des Ehestandes ist nicht nur das rechte Familienleben begründet, sondern auch die Volkskraft und das Volksglück. Im Christen Hause gilt die kürzeste Regel, die es nur für ein Ehepaar geben kann: „Was er euch sagt, das tut!“ Das Wort Gottes hat gerade für Eheleute goldene Regeln und Richtschnuren, und je treuer und gewissenhafter diese befolgt werden, desto besser sieht es in einem Hause aus. Da fehlt es nicht an Liebe und Frieden, an Geduld und Vertrauen, an gegenseitigem Helfen und Tragen. Da wälzt der eine dem andern nicht Steine in den Weg, sondern jeder ist bemüht, dem andern die Steine aus dem Wege zu räumen und ihm den Lebensweg zur ewigen Heimat eben und beglückend zu gestalten. Solche Heime sind des Staates und Volkes bester Saat- und Pflanzboden! Was da sprieht und gedeiht, lebt und gedeiht dann auch im Gemeinwesen. Es ist das Christentum, das Gerechtigkeit und Menschlichkeit an Stelle der Gewalt predigt, die Arbeit als sittliche Pflicht abelt und der Frau die ihr gebührende Stellung anweist. Just unter sozialem Gesichtspunkte ist das Christentum das größte Ereignis in der Weltgeschichte! Alle humanen Einrichtungen und alle sozialen Verbesserungen sind auf den Einfluß des Christentums zurückzuführen. Und gerade das christliche Haus ist eines Staates und Volkes bestes Fundament! Sein erstes Zeichen tat der Heiland in einem christlichen Heim, im Hause eines jungen Ehepaares, auf der Hochzeit zu Kana. Da heiligte er das Familienleben, segnete den Ehebund, half in Not, schenkte Wein und Freudenwein. Es gilt noch heute für Haus und Volk und Staat: „Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen.“ Wohl noch heute jedem Heim, zu dem er sagt: „Ich muß heute zu diesem Hause eintreten!“ Auch unserer Zeit gilt sein Bedruf: „Siehe, ich mache alles neu!“ Er schafft neues Leben, neues Herz, neuen Gehorsam, neue Erkenntnis. Wohl dem Volke, das in dem großen Weltgeschehen Gottes Erneuerungspläne der Menschheit erkennt! Und es gibt einen „Sozialismus“, eine Gemeinschaftlichkeit, auf der sein Segen ruht für Staat und Volk — die fundamentale Einrichtung des heiligen Ehestandes, das gottesfürchtige Heim, das Haus, das er baut, zu dem er einkehrt, wo sein Wort gilt: „Was er euch sagt, das tut!“ Wohl der Nation, die an christlichen Heimen reich ist!

Englands Friedensziel.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on January 11, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Als Kriegsziel hatte der französische Minister des Auswärtigen, Pinchon, zu Weihnachten „Eroberung“ und Lloyd George „Sieg“ genannt. Am 5. Januar hielt der britische Premier vor den Trades Unions eine Rede, die Englands Friedensziel ausführlicher darlegt

und die zum Teile wenigstens einen versöhnlicheren Eindruck hervorruft. Demnach ist es nicht mehr auf die Zerstörung Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Türkei abgesehen, auch die deutsche Regierungsform soll nicht angetastet werden. Die Rede dreht sich um drei Hauptpunkte: 1. Die Unverletzlichkeit von Verträgen muß wiederhergestellt werden, und daher soll Deutschland für Belgien vollen Ersatz leisten; 2. Gebietsregelungen müssen die Zustimmung der Bewohner zur Grundlage haben; 3. Eine internationale Vereinigung ist notwendig, die Rüstungskosten zu erleichtern und die Möglichkeit eines Krieges zu vermindern. „Wir haben“, erklärt Lloyd George, „die kritischste Stunde des furchtbaren Konfliktes erreicht, und ehe eine Regierung sich entscheidet, unter welchen Bedingungen sie den Kampf fortsetzen oder einstellen will, sollte sie sich vergegenwärtigen, daß das Gewissen der Nation diese Bedingungen billigt.“ Während des ganzen Krieges hat kein Staatsmann eine eindringlichere Mahnung als diese an das eigene Gewissen wie an das aller beteiligten Völker gestellt! Das ist grundverschieden von so manchen früheren Auslassungen und hat darum auch in der ganzen Welt Eindruck gemacht. Aber ein anderer Passus seiner Rede lautet: „Wir beabsichtigen bis zum Tode zu Frankreichs Demokratie zu halten und die Forderung der Franzosen, das große Unrecht in Wiedererwägung zu ziehen, das 1871 begangen wurde, als man ihnen Elsaß-Lothringen entriß, zu unterstützen. Diese Wunde hat den Frieden Europas seit einem halben Jahrhundert vergiftet, und bis sie geheilt ist, können keine gesunden Zustände hergestellt werden.“ Damit ist eine alte Wunde frisch aufgerissen. Und die Worte klingen so entschlossen, daß der Zwiespalt erst recht zu klaffen droht. Wie können da beide Seiten, solange jede von ihnen den endlichen Sieg noch in der Zukunft als Gewißheit sieht, die Hand der Versöhnung sich reichen? Die Hauptentscheidung liegt nach wie vor in Washington. Amerika ist zu keinen selbstsüchtigen Zwecken in den Krieg getreten, sondern um gerechte, dauernde Schlichtung zu erzielen.

Australiens Ueberlandbahn.

Australien erfreut sich jetzt einer großen Transkontinentalbahn, die das Riesenland von Osten nach Westen durchquert. Unter Leitung der Commonwealth-Regierung ging der Bau der 1,053 Meilen langen Strecke vor sich, das Commonwealth ist Eigentümer der Linie und betreibt sie. Wenn man bedenkt, daß die Bahn — die East-West Transcontinental Railroad — zumeist durch fast unbebautes Land führt, so wird man die Schwierigkeiten, die beim Bau zu überwinden waren, ermessen können. Erst vor fünf Jahren wurde der Bau, der insgesamt \$30,000,000 gekostet hat, in Angriff genommen. Während dieser ganzen Zeit mußte ein Heer von Arbeitern — man begann gleichzeitig mit dem Bahnbau am östlichen und westlichen Endpunkte — unter direkter Regierungskontrolle beschäftigt, mit Wasserzufuhr, Kleidung und Verpflegung versehen werden. Daß sich die Fahrt des ersten, die ganze Strecke durchziehenden Postzuges zu einer wahren Triumphreise von Westaustralien nach den östlichen Staaten gestaltete, liegt auf der Hand. Die Güte des Hols- und Betriebsmaterials kann schwerlich übertrieben werden, und an luxuriöser Einrichtung suchen namentlich die Schlafwagen, die zum Teil sogar mit Bad ausgestattet sind, ihresgleichen. Man hat aus technischen Gründen für die Geleise das Schmalspurssystem gewählt, mit einer Spurbreite von 4 Fuß 8 1/2 Zoll.

Unsere Eisenbahnen unter Regierungskontrolle.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on January 11, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Der 28. Dezember 1917 hat in der Entwicklung des Wirtschaftsbetriebes unseres Landes einen hochragenden Grenzpfahl gesetzt. Die Proklamation des Präsidenten an diesem Tage bildet eines der erstaunlichsten Zeitereignisse, eine Umwandlung, wie sie durchgreifender kaum gedacht werden kann. Die Bundesregierung hat mit einem Schlage sämtliche Eisenbahnen des Landes übernommen und ihren Betrieb dem Bundesstaatsminister, Sekretär McAdoo, unterstellt. Will man aber diesen Schritt richtig verstehen, so darf man ihn nicht bloß im Lichte der bisherigen Anschauungen betrachten, sondern vor allem als notwendige Kriegsmaßregel. Bisher galt ja jeder staatliche Eingriff in Privatbesitz als verpönt, der Staat gewährte Schutz, wehrte Uebertretungen, aber überließ die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit den Bürgern. Wie sträubte man sich doch noch vor einigen Jahren gegen die Einsetzung der „Interstate Commerce Commission“! Und nun? Mit einem Schlage übernimmt die Bundesregierung die Oberleitung aller Eisenbahnen und regelt

den ganzen Bahnbetrieb. Aber dieser Schritt ist vielfach vorhergesagt worden. Wie lang ist es her, daß man W. J. Bryan, als er diesen Gedanken aussprach, als einen Phantasten hinstellte? In einer Schrift, betitelt „Railway Misrule“, schrieb kurz vor Ausbruch des großen Krieges der New Yorker Eisenbahnmann Kenna (Seite 127): „Eine ernsthafte Erwägung der Frage des staatlichen Besitzes der Eisenbahnen ist unvermeidlich, und die Entscheidung zu seinen Gunsten mag die klügste Lösung vieler Probleme sein. Unter allen Umständen und in jeder Lage ist die Vereinheitlichung der Eisenbahnen unbedingt notwendig, wenn man die ökonomisch vorteilhafteste Beförderungsweise erreichen will.“ Dieser Grund ist jetzt, zur Kriegszeit, ausschlaggebend geworden. Das legte der Präsident nicht nur gleich in einer langen Botschaft dem ganzen Volke dar, sondern setzte auch am 4. Januar dem Kongreß in einem besonderen Schriftstück seine Handlung und Empfehlungen auseinander. Selten hat nun wohl eine so weitgreifende Neuerung so einstimmige Befriedigung hervorgerufen wie diese Maßregel. Das liegt in der Notwendigkeit der Sache begründet. Es hatten sich unendliche Schwierigkeiten im Transportwesen herausgestellt, die in keiner andern Weise überwunden werden konnten. Die einzelnen Eisenbahnen hatten unter bestehenden Umständen ihr möglichstes getan, um den an sie gestellten, enorm erhöhten Anforderungen gerecht zu werden, aber der höchsten Leistungsfähigkeit standen Hindernisse im Wege, welche nur durch das Eingreifen der Regierung beseitigt werden konnten. Die Regierung ist jetzt in die Lage versetzt, die einzelnen Bahnsysteme in einer Weise zu organisieren, um die kürzesten Routen zwischen wichtigen Knotenpunkten herzustellen. Es werden eine ganze Menge Fracht- und Passagierzüge ausgeschaltet und für anderweitige Bedürfnisse verwendet. Auch die Kompensationsfrage ist gelöst, da die Regierung nicht nur stellentweise die Raten etwas erhöht, sondern auch den Aktionären aller Bahnen auf Grund ihres Einkommens während der letzten drei Jahre eine angemessene Verzinsung ihres Anlagekapitals garantiert und überdies für Instandhaltung der Bahnen den Kongreß um eine Bewilligung von \$500,000,000 ersucht. ~~Weiden Häusern des Kongresses sind unverzüglich dementisprechende Gesetzentwürfe unterbreitet.~~ Ein Paragraph, der für sehr bezeichnend gehalten wird, legt schwere Strafe irgend-einer Person auf, welche „den Besitz, die Benutzung, den Betrieb oder die Kontrolle“ der Bahnen behindert. Man nimmt an, daß dieser Paragraph Streiks verhindern wird. „Wir beschleunigen uns mit großen Dingen“, schloß Herr Wilson seine Ausführungen, „und werden, des bin ich gewiß, sie in großer Weise erledigen.“

Der Landbriefträgerdienst.

Der Jahresbericht des Generalpostmeisters behandelt in einem besonderen Abschnitte den Landbriefträgerdienst und seine Schwierigkeiten. In den Vereinigten Staaten gibt es jetzt 43,463 Landbriefträger-Routen, deren Gesamtlänge 1,112,556 Meilen ausmacht, so daß jede Route im Durchschnitt 25.6 Meilen deckt. Innerhalb dieses Gebietes wohnen 27,000,000 Personen, welche die Vorteile dieses Dienstzweiges genießen, denen also durch die Einrichtung dieser Postablieferungen der Gang zum nächstgelegenen, mitunter aber doch recht weit entfernten Postamt und damit ein Verlust an Arbeitszeit erspart bleibt. Mehr als einem Viertel der Gesamtbevölkerung kommt somit heute der Landbriefträgerdienst zugute, und er ist ohne Frage eins der wirksamsten Mittel zur Förderung der Bildung. Die Post bringt diesen Leuten Briefe und Zeitungen mit den Neuigkeiten ins Haus, die Fachblätter, aus denen sie allerlei Nützliches für den Betrieb der Farmwirtschaft lernen, die Zeitschriften, die sie über Zeitfragen aufklären, ihnen die Erweiterung ihrer Kenntnisse ermöglichen und angenehme Stunden der Unterhaltung bieten, und die Bücher zur Belehrung und Förderung an langen Winterabenden. Leider treten diesem Dienste gegenwärtig vermehrte Schwierigkeiten entgegen. Nicht nur hat eine ganze Anzahl Landbriefträger dem Rufe zu den Fahnen Folge geben müssen, sondern es ist auch nicht zu verwundern, daß Briefträger in Industriebezirken, wo Arbeiter Löhne begehren, mit denen der Gehalt eines Landpostboten keinen Vergleich aushalten kann, sich in Anbetracht der erhöhten Lebenskosten nach lohnenderen Beschäftigungen umgesehen haben. Eine andere Schwierigkeit ist der Mangel an Kraftfahrzeugen. Bis jetzt werden auf 774 Routen Automobile und Motorräder benutzt, und die Betriebskosten dieser Routen beliefen sich das Jahr auf \$1,382,744, was gegenüber einer Bestellung mit Fuhrwerk einer Ersparnis von rund \$320,000 gleichkommt. Der ganze Landpostdienst betrug im Rechnungsjahre 1917 nicht ganz \$53,000,000.

Zunahme der Fischzucht.

Das Bundes-Fischereiamt macht in seinem Jahresberichte bekannt, daß dank großer Anstrengungen, die im letzten Jahre unternommen wurden, die Fischzucht mit Hochdruck betrieben wird und jetzt den Markt mit einer großartigen Ausbeute versorgt. Man hat das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die Verwertung von Wassertieren in der Volksernährung und in der Industrie zu fördern. Selbst dem Hai hat man eine gute Seite abgewonnen, und zwar die Außenseite: Haifischhaut hat sich als Ersatz für Säugtierhaut im Ledergewerbe bewährt, und dank den Bemühungen des Fischereiamtes ist bereits ein ganz hübscher Handel in Haifischhäuten zwischen Fischern und Gerbern im Gange. Mit der Verwertung dieses gefährlichen Seeräubers in der Industrie werden auch für seine Opfer die Lebensbedingungen günstiger, was wiederum der Fischerei zugute kommt. Die Aufzucht von Fischen war im letzten Jahre ein beachtenswerter Erfolg. Ihre Ausbeute war größer als in irgendeinem früheren Jahre und überschritt zum erstenmal die 5,000,000,000-Grenze. In Betrieb waren 55 Brutanstalten, 19 Hilfsbrutanstalten und 74 Eieransammlstellen. Die Fische wurden zum Aussetzen in den Gewässern aller Staaten und Alaska verschickt. Der Gang von Fischen wandte sich, besonders in der Küstenfischerei, vielen bisher vernachlässigten Fischarten zu. Da ist z. B. an der Küste zwischen New York und Boston der „Tilefish“ in großen Scharen heimisch, er wurde aber früher nur wenig gefangen; während im Jahre 1916 sein Fang und Verkauf 4,388,000 Pfund zu einem Erlöse von \$210,000 betrug, wurden 1917 nicht weniger als 11,641,500 Pfund für \$477,000 verkauft. Auch der viel geschmähte Graufisch, der an den atlantischen wie pazifischen Küsten häufig vorkommt, ist als Nahrungsmittel sehr annehmbar gemacht, und man hat eine volle Industrie für Einmachen, Einsalzen und Räuchern dieser Fischart ins Dasein gerufen. Auch die Perlmutter-Industrie, die in Fairport, Ia., ihren Hauptsitz hat, ist am Mississippi gut gefördert worden.

„Thrift and War-Savings Stamps.“

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on January 11, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Unsere Regierung hat, um das nötige Geld für die Kriegszuführung zu beschaffen, den sehr klugen Plan entworfen, allen Landesbürgern zugleich eine Gelegenheit zu geben, Ersparnisse nutzbringend anzulegen und guten Patriotismus zu beweisen. Sie will auch dem Ärmsten und Geringsten, auch dem Kinde diese Gelegenheit geben. Ueberall sind jetzt die „Thrift Stamps“ und „Thrift Cards“ zu haben. Ein „Thrift Stamp“ kostet bloß 25 Cents, man klebt ihn auf die „Thrift Card“, die man gleichzeitig erhält, und auf dieser Karte sind 16 offene Stellen für solche Marken. Sobald die Karte gefüllt ist, löst man sie ein für einen „War-Savings Stamp“. Nun beginnt das Geld Zins zu tragen zur Rate von 4 Prozent, vierteljährlich berechnet. Der Preis dieser „War-Savings Stamps“ ist \$4 (das ist der Betrag einer ganzen „Thrift Stamp“-Karte) nebst Zinseffekten, nach Januar 1918 aber wird 1 Cent pro Monat aufgeschlagen. Den Unterschied zwischen einer „Thrift Card“ und einem „War-Savings Stamp“ bezahlt man allemal in bar: im Januar beträgt der Unterschied 12, im Februar 13 Cents und so weiter 1 Cent jeden Monat mehr. Dieser Geldunterschied repräsentiert die bereits aufgelaufenen Zinsen und wird dann später zurückbezahlt. Am 1. Januar 1923 werden die „War-Savings Stamps“ fällig, und dann bezahlt die Regierung je \$5 dafür. Beim ersten „War-Savings Stamp“ erhält nämlich der Besitzer ein „War-Savings Certificate“, das offene Stellen für 20 solche „Stamps“ aufweist. Man klebt nun allemal, wenn man einen „War-Savings Stamp“ erstelt, diesen auf das Zertifikat, und am 1. Januar 1923 hat dieses dann einen Vollwert von \$100. Wer also noch im Januar das Zertifikat füllt, also 20mal für je \$4.12 „Stamps“ kauft, gibt der Regierung \$82.40 und empfängt nach fünf Jahren seine \$100, hat damit also für sein Darlehen an die Regierung einen Reingewinn von \$17.60. Wer nach und nach das Zertifikat nur anfüllen kann, hat natürlich entsprechend mehr zu bezahlen, aber auch ihm ist diese Geldanlage nicht nur sicher, sondern auch lohnend. Sollte jemand unerwarteterweise sein Geld wieder notwendig brauchen, so löst ihm die Regierung das Zertifikat ein samt allen bis dahin aufgelaufenen Zinsen, wie die Tabelle auf der Rückseite desselben zeigt. „Stamps“ und „Certificates“ sind in Postämtern, Banken, vielen Bahnstationen, Kaufläden, Fabriken, Gesellschaften, Vereinen u. s. w. zu erlangen. „Der ganze Reichtum der Vereinigten Staaten“, sagt die Regierung in ihrer Ankündigung dieser Sache, „steht hinter den „War-Savings Stamps“ und „War-Savings Certificates.““ W.



Mehr Geflügelzucht!



Vor Jahren, als unser Land neu und dünn besiedelt war, stand der Haushalt unserer Vorfahren beinahe ganz unabhängig da. Das will besagen, man führte daheim fast alle Arbeiten selber aus, die zur Herstellung von Nahrung und Kleidung erforderlich waren. Die Mütter und Töchter kochten und bereiteten die Kost, sie spannen und webten, strickten und schneiderten, die Väter und Söhne erzeugten die Rohstoffe und auch gar manche vollständige Ware. So wurde z. B. der Ochse von ihrer Hand nicht nur gemästet und geschlachtet, sondern ihm wurde auch die Haut abgezogen, die Haut wurde gegerbt und zu Leder verarbeitet, und von dem Leder wurde für die ganze Familie Schuhwerk hergestellt. In ähnlicher Weise wurden gar viele Aufgaben des Haushalts gelöst. Die Feldfrüchte wurden nicht nur angebaut, sondern Weizen, Roggen, Mais wurden auch zu Mehl gemahlen und das Heim damit versorgt.

Mit dem Anwachsen der Bevölkerung mehrte sich von Jahr zu Jahr die Nachfrage nach Rohstoffen. Spezialisierung, Einteilung der Arbeiten griff Platz. Der Farmer konnte sich bald nicht mehr mit Gerberei und Schusterei befassen, geübtere Hände übertrafen ihn, und die Fabriken und Werkstätten begehrt den Rohstoff. Das Maschinenwesen und die Modeveränderungen veränderten vollends Zeiten und Sitten.

Um die besten Resultate zu erzielen, sind aber auch viele Experimente, Erprobungen und Beobachtung nötig. Wollte jede Einzelperson sich hiermit abgeben, so würde das viel Zeit, Mühe und Studium erfordern, ja, für viele Menschen wären die Experimente nichts als Fehlschläge und Verluste statt Profite. Es ist deshalb in einem stark bevölkerten, großen Lande weit ökonomischer, daß Werkstätten aller Art vorhanden sind, die Männer anstellen, welche ihre ganze Zeit und Kraft,



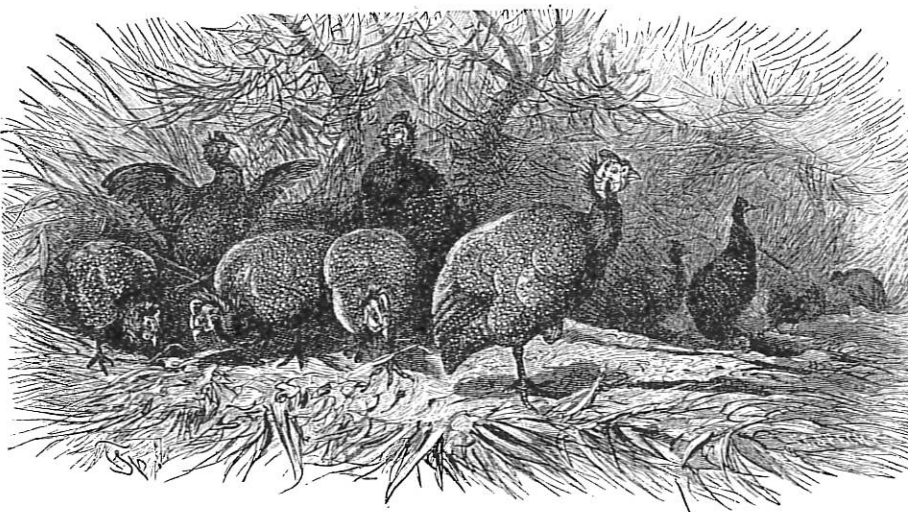
Bei den Lieblingen.

ihr Wissen und Können den einzelnen Arbeitszweigen widmen, Experimente und Proben vornehmen und dem Volke die besten Resultate darbieten.

Genau so ist es auch mit der Geflügelzucht gegangen. Im Laufe der Jahre war sie auf den Farmen ganz herabgekommen. Hühnerschar, Geflügelhof und Geflügelhaus — das waren meist traurige Bilder. Um die Geflügelzucht, an der ja doch jeder Bürger direkt oder indirekt interessiert

ist, zu heben, unterhalten jetzt fast alle Staaten der Union seit einer Reihe von Jahren Experimentierstationen. „Ein Ei das Jahr zum Marktpreise für jede Person im Staate Missouri unterhält die „State Poultry Experiment Station“, die sich zu Mountain Grove, Mo., befindet, und doch darf jeder Staatsbürger irgendeine Frage der Anstalt vorlegen und bekommen kostenfreie Auskunft. Diese Staatsanstalten sind dazu da, alle Probleme der Geflügelzucht zu studieren und durch praktische Versuche zu lösen. Sie haben in erster Linie das Verdienst, die Geflügelzucht des ganzen Landes nach allen Seiten hin bedeutend gehoben und namentlich den Geflügelzüchtern unschätzbare Dienste geleistet zu haben. Heute steht die Geflügelzucht unseres Landes auf einer Höhe wie noch nie.

Die Geflügelzuchtstation von Missouri hat z. B. in den beiden letzten Jahren 127,000 Bulletins verteilt (mehr als 1,000 auf jedes County des Staates), 35,234 Eier zu Brutzwecken abgegeben (in nicht weniger als 85 Counties), 109 Orte des Staates durch ihre Fachleute besuchen lassen und 183 Vorträge vor mehr als 40,000 Zuhörern veranstaltet, daneben auf County- und Staats-Fairs Geflügelschauen abgehalten, aber ihr hauptsächlichste erzieherische Arbeit bestand bei allem in Beantwortung direkter Anfragen durch Korrespondenz. Wer nur einigermaßen einen Einblick in die Arbeit



Perlhühner.

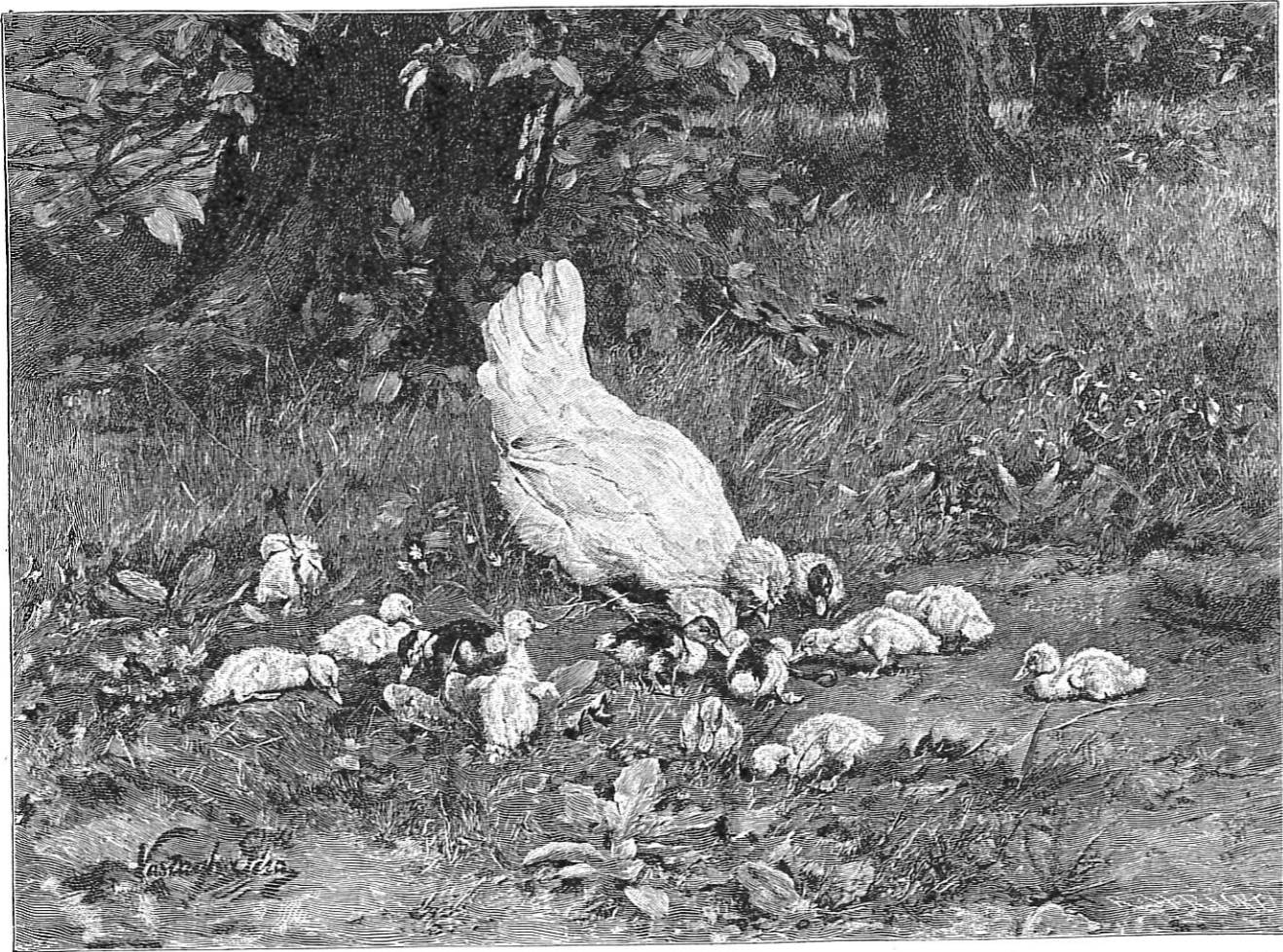
dieser Experimentierstationen tut, wird zugestehen, daß sie an der Züchtung der Geflügelzucht des Landes einen gebührenden Anteil gehabt haben. Namentlich durch gute Vereblungen der Rassen und durch Legekonteste haben sie die gesamte Geflügelzucht des Landes auf eine bewundernswürdigen Höhe gebracht und zugleich so leicht und einfach gestaltet, daß heute auch der kleinste Züchter und Federliebhaber mit gutem Erfolge einen Nebenverdienst zum Wohle des Haushalts einrichten kann.

Man ist heute nicht mehr der Ansicht, daß das Halten von Hühnern sich nur dann rentiere, wenn ein großer, freier Auslauf in Feld und Wiese zu Gebote steht. Freilich ist der Freilauf in der Hühnerhaltung durchaus nicht zu ersetzen, aber Geflügelzüchter haben im Laufe der Jahre Erfahrungen gesammelt,

soll man nicht halten, weil sie sehr leicht schmutzig werden und dann einen unschönen Anblick bieten. Wer mit Erfolg Hühner in engen Räumen halten will, muß etwa folgendes beachten:

1. Er darf den Raum nicht überfüllen, also nicht zu viele Tiere halten. Ein Auslauf, der etwa 20 Fuß lang und 8 Fuß breit ist, darf höchstens sechs Tiere beherbergen.

2. Es muß ein Scharraum vorhanden sein. Hierunter versteht man einen vor Regen und Wind geschützten, sonst offenen Raum, in dem der Boden 6—10 Zoll hoch mit Stroh, Laub u. s. w. bestreut ist. In diese Streu wirft man morgens einige Körner und veranlaßt somit die Hühner zum Scharren. Diese Bewegung ist den Tieren Bedürfnis, sie bleiben gesund dabei und legen gut.



Die Stiefmutter.

die es ermöglichen, selbst auf dem beschränktesten Raume Hühnerzucht mit Nutzen zu betreiben. In Städten geht es immer weniger an, Schweine zu mästen und Ziegen zu halten, — in den Großstädten ist es sogar nicht erlaubt. Aber überall sind Küchenabfälle vorhanden, die keine Verwendung finden, die meist vom Abfallwagen eingesammelt oder im Sommer im Garten untergegraben, im Winter verbrannt werden, die aber zur Fütterung von einigen Hühnern vorzüglich verwertet werden könnten. Schon aus diesem Grunde empfiehlt sich auch für den Stadtbewohner das Halten von Hühnern. Da nun aber dem Städter in der Regel nur beschränkter Raum zur Verfügung steht, ist es in erster Linie notwendig, die für solche Verhältnisse passende Hühnerart zu wählen. Flüchtige und leichte Rassen eignen sich für enge Räume nicht. Auch weiße Hühner

3. Die Fütterung gestaltet man am besten so: Morgens erhalten die Hühner, wie schon gesagt, einige Körner in den Scharraum. Mittags reicht man ihnen die Küchenabfälle, die man mit Kleie mischen kann; auch Kartoffelschalen sind gekocht gut zu verfüttern. Knochen kann man auf einer kleinen Knochenmühle zerkleinern und dem Weichfutter zusetzen. Am Abend gibt man dann wieder Körnerfutter, und zwar außerhalb des Scharraumes. Vom Weichfutter gibt man am Mittag nicht mehr, als die Tiere in etwa 10 Minuten verzehren. Hat man Grünfutter zur Hand, z. B. Salatabfälle, Kunkeln, Kohlblätter, so gebe man den Tag über so viel davon, als vorhanden ist. Auch soll es an kleinen Steinchen, altem Mörtel u. s. w. niemals fehlen. Und eine Kiste, in der man ein Staubbad, bestehend aus feiner Asche, Kalkstaub, feinem Sand und Insekten-

pulver, den Hühnern hinstellt, muß vorhanden sein. Dieses Staubbad wird so aufgestellt, daß es nicht vom Regen getroffen werden kann und stets trocken ist.

4. Man achte auf gute Reinlichkeit in den Ställen und Ausläufen. Jährlich zweimal, im Frühjahr und Herbst, nehme man eine Generalreinigung vor und streiche den Stall mit Kalkmilch. Den Auslauf lege man so an, daß er schattig im Sommer, im

Winter geschützt ist und grabe ihn im Herbst — sofern dieses möglich ist — um. Ist gepflasterter Boden vorhanden, dann bestreue man ihn mehrere Zoll hoch mit Sand.

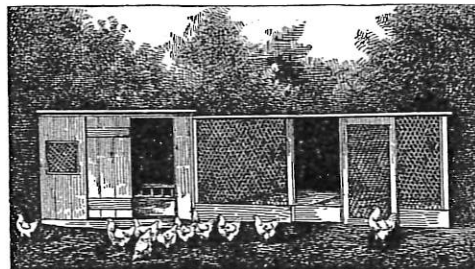
Wer diese wenigen Winke beachtet, wird auch in engem Raume mit Nutzen Hühner halten können. Besonders die schwarzen Langhans (aus der Mandchurie stammend, in Deutschland zu ihrer heutigen Form herangezüchtet) oder die grauen Whanbottes und Plymouth Rocks eignen sich trefflich für beschränkte Räume. Man wähle Hühner mit kleinen, niedrigen Räumen, die im Winter nicht erfrieren. Solche Hühner eignen sich für jedes Klima.

„Gegen Ihre Hühner im Winter?“ fragt eine Nachbarin die andere. Diese antwortet: „Sin und wieder gibt's einige Eier, aber so recht wollen sie noch nicht, es ist zu kalt.“ Mit dieser Antwort soll, gleichsam wie mit weicher Schneedecke, alle Vernachlässigung in Pflege und mangelhaftem Futter leise zugebedt werden. Wer aber nur ein wenig von der Geflügelzucht versteht, weiß, daß alle Hühner, die gesund und kräftig sind und richtige Pflege und Futter erhielten, auch im Winter fleißig legen. Gewiß, die regelmäßige Lege- und Nistzeit fast aller Vögel fällt in die warme Jahreszeit, in den Frühling und Sommer; aber somit heißt es für den Hühnerfreund,



Armes Federvieh!

Zugluft übernachten müssen, wenn ihr Trinkwasser eingefroren und ihr Futter eiskalt ist. Es gilt daher, der kalten Jahreszeit ihre Schrecken zu nehmen und den Tieren in einem warmen reinen Stalle den Frühling vorzutauschen. Hierzu ist ferner notwendig, daß neben dem Stalle ein schneefreier, geschützter Raum sich befinde, in dem die Tiere zwischen Laub und Stroh sich durch Scharren Bewegung verschaffen. Es ist ganz gegen die Natur des gesunden Huhnes, wenn es während des Tages untätig, still sitzen oder herumstehen soll. Da Würmer im Winter fehlen, müssen diese durch Fleischabfälle und zermahlene frische Knochen ersetzt werden.



Kleines, geschütztes Hühnerhaus, mit Laufplatz.

Wer so für seine Lieblinge wohlwollend sorgt, wird an ihnen Freude erleben und seine Rechnung dabei finden. Zudem gilt es heute allenthalben, die Nahrungsvorräte zu vermehren. Der schnellste und billigste Weg ist die Hühnerzucht, überhaupt Geflügelzucht. Wie

können die Zahl der vierfüßigen Fleischtiere nicht in demselben Maße schnell und wirtschaftlich wirksam steigen wie die des Geflügels. Eine Verdoppelung der Geflügelzucht des Landes würde uns, wie Fachleute berechnet haben, bis zum nächsten Jahre 6,500,000,000 Pfund Nahrung in Fleisch und Eiern mehr geben. Ist die Mahnung der Regierungsbeamten: Mehr Geflügelzucht! nicht eine beachtenswerte?

W.



Wilde Wogen.



Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Ernst Ebers.

1. Fortsetzung.

3. Wer an der See wohnt, hat den Wind nicht in seiner Hand.

Der Herbststurm fauste über das Meer, und schäumende Wellen tanzten, als wären sie hüpfende Schäflein. Pfeilschnell schossen die Schiffe durch die Flut und eilten dem schreimenden Hafen zu. Peter Steffens steht mit seinen beiden Buben auf dem hohen Deich und schaut ernstes Auges hinaus in die wogende See. Die beiden Buben hatten heute zum erstenmal die neuen Pelzmützen aufsetzen dürfen, denn der Herbststurm

brauste gewaltig, und die Möwen zogen schreiend landeinwärts. Der Lete Steffens schaute mutig in die Wogen hinaus. Das lockige Haar flatterte im Winde, die flinken Füße eilten der Deich hinunter und liefen aufs Vorufer bis dahin, wo die grauen, schmutzigen Wogen dem Buben über die Stiefel spülten. Peter Steffens lächelte über die Sprünge seines Buben und sagte zu dem Buhne:

„Buhne, wenn's heute abend noch so gewaltig aus Südwest



Größerer Zuchtbetrieb, mit gesonderten Ausläufen.

pfeift, und die Regenschauer übers Land fahren, als wenn es mit Eimern vom Himmel gegossen wird, dann sollen die Milchkühe in den Stall geholt werden."

"Jetzt schon, Vater?" fragte der Knabe, "wir schreiben erst den 11. Oktober, und der Carsten sagt, daß der Bauer, bei dem er früher gebient habe, nie vor dem zwölften November das Vieh heimgeholt habe."

"Das mag richtig sein, wenn der Herbst freundlich ist, und wenn das Vieh trocken liegen kann, aber wenn's ein Wetter ist wie heute morgen, dann würde es unbarmherzig sein, und ich meine, daß auch heute noch das alte Wort gilt: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes."

"Sollt's sich über Tag nicht austoben?" fragte der Knabe.

"Ich glaub's nicht," erwiderte der Vater. "Es ist erst in der letzten Nacht mit der Flut heraufgekommen und wird sicherlich drei Tage anhalten; die nächste Flut wird sehr hoch werden, denn wir haben jetzt Ebbe, und trotzdem hat das Wasser das ganze Vorland bedeckt und wogt bis an den Fuß des Deiches. Wenn der Südwest nach Nordwest umspringt, können wir vom Hofe aus den Schaum über den Deich spritzen sehen."

"Das sehe ich nicht gerne, Vater; es gefiel mir drüben bei der Muhme sonderlich gut, daß man nicht immer den Schaum der Wogen sah und das Brausen der Wellen hörte, und wenn Du mich im nächsten Sommer wieder hinüberbringst, dann wird mir's gewiß schon viel besser dort gefallen."

"Das glaub' ich auch," sagte der Vater und zog die Mütze tiefer über die Ohren; "ich fürchte nur, daß es Dir dort so gut gefallen wird, daß Du nimmer wieder heimkehren wirst."

"Das hat keine Not, mein Vater, ich will wohl wiederkehren, und wenn der Tete mit mir tauschen will, dann will ich's wohl zufrieden sein."

"Der Tete muß mit dem Schwert kämpfen oder mit den Wogen. Ei, da geht der Bursch am Fuße des Deiches bis ins Wasser hinein, daß ihm der Schaum um die Ohren spritzt."

Sie gingen langsam weiter. Auf der Hörn, wo der Deich die Biegung macht von Westen gen Süden, trafen sie den alten Schiffer Heinz Schwennefen.

"Ein böses Wetter, Nachbar," rief ihm der Bauer zu.

"Wenn's nicht ärger wird, läßt es sich ertragen," erwiderte der Alte; "aber das finstere Gewölk, das alle halbe Stunde von Südwesten aufsteigt und wie mächtige Eiszapfen über dem Wasser steht, gefällt mir nicht, und das Plattern und Schreien der Seebögel, die hinter unsern Deichen Schutz suchen, gefällt mir auch nicht. Höre, Peter Steffens, wenn's heute abend noch so pfeift und flöhet, dann gehe lieber nicht ins Bett und halte Auslug nach dem Deiche hinüber, denn Dein Hof steht wie ein Vorposten auf der scharfen Ecke."

"Ich hab' dem Strandvogt eben gerad' dieselbe Meinung ausgesprochen," erwiderte der Bauer, "aber Miß Paisen meinte, sein Deich sei wie ein eiserner Ring um die Insel herum; daran müßten sich alle Wellen ihren hitzigen Kopf zerbrechen."

"Solch Wort nenne ich Spott mit der Allmacht treiben und meine, daß es sich für Männer besser schickt, auf Gott vertrauen und die Augen offen halten."

"Das meine ich auch, Kapitän. Du hältst also dafür, daß es mit der nächsten Flut noch ärger wird?"

"Wenn nicht alle Zeichen trügen, birgt die See noch viel Wut in ihrem Schoß und will sie ausspeien; aber wenn's dann ärger wird, dann schütze Gott der Herr unsere Deiche; denn des Strandvogts Macht und die Bauten der Menschen verwehen wie Papierstreifen, wenn die Allmacht ihre Atemzüge über Meer und Land gehen läßt."

Der Bauer rief seinen jüngsten Buben auf den Deich, verabschiedete sich mit herzlichem Gruß von dem alten Kapitän und schlug den Feldweg ein, der von Deichshörn zum Westerhof führte.

Der Bauer stieg die Hochwerst hinan, ging noch einmal rings um den Hof herum und blickte forschend zum Dache hinauf. Das Dach war ein wetterfestes Reetdach, und das scharfe Auge des Bauern konnte keine schadhafte Stelle finden, wo der Wind hätte einsetzen können. Dann begegnete er dem Carstenknecht und gab ihm den Befehl, heute abend die Milchkühe in den Stall zu holen. Dem Knecht gefiel die Rede nicht, weil es Landessitte war, das Vieh bis zum November auf dem Felde zu lassen, aber er war's gewohnt, dem Worte seines Herrn gehorham zu sein, und fragte nur, ob auch die drittehalbjährigen Ochsen aufgeholt werden sollten. Der Bauer schaute ins Gewölk und erwiderte:

"Mir will's vorkommen, als ob der Wind sich legt; die Ochsen mögen draußen bleiben; sie halten es eher aus als die Milchkühe."

Als die Dämmerstunde kam, war auf dem Westerhofe die ganze Familie in der Wohnstube versammelt. Der Hausherr las aus einer alten Chronik die Geschichte von den großen Wasserfluten, welche über die Insel Nordstrand gegangen seien und sie in Stücke zerrissen haben, daß nun die kleinen Inselchen, welche sie die Halligen nennen, wie abgerissene Felsen hin und her zerstreut sind.

Der Bauer wußte auch noch allerlei kleine Geschichten hinzuzufügen, die ihm, als er noch ein Knabe war, sein Großvater einst erzählt hatte, und der Carstenknecht erzählte, daß in seiner eigenen Jugendzeit die Flut mächtig über die Insel Wellenorm herübergefahren sei, daß seines Vaters Haus, das drüben am Deiche gestanden habe, umgestoßen sei; er selbst aber sei mit

genauer Not von seines Vaters starkem Arm gerettet und im benachbarten Hofe geborgen worden; weil er aber dazumal ein kleines Knäblein gewesen sei, sei seine Angst und seine Trauer nicht gar groß gewesen, er habe am nächsten Tage vielmehr eine besondere Freude gehabt, denn von der mächtigen Flut seien zwei Walfische allda aufs Land geworfen; weil aber die Wasser sich schleunigst wieder verlaufen hätten, hätten die Ungetüme den Weg ins Meer nicht wieder finden können, seien von den Bewohnern der Insel getötet und hätten ausgestreckt auf dem Vorufer gelegen; ja, da habe er selber sie gesehen mit eigenen Augen und habe über dem Anblick das Leid der Elternherzen schier vergessen; denn er habe fortwährend an die Riesen denken müssen, die wohl fünfmal größer gewesen seien als der größte Landochse.

Im Erzählen solcher Geschichten verging die Zeit.

Der Sturmwind sauste über die Firn des Hauses dahin, und die See heulte; aber der Bauer meinte, daß es im vorigen Jahr in der Adventszeit doch noch ärger gewesen sei. Er trat hinaus vor die Tür, aber stockfinstere Nacht lagerte um das Gehöft. Der Knecht stand neben seinem Herrn.

„Carsten,“ sagte er jetzt, „mir will's zwar scheinen, als ob es nicht schlimmer würde; aber der alte Heinz Schwennefen ist ein wetterfundiger Mann und hat mir geraten, daß ich heute nacht auf dem Posten bleiben solle. Wir wollen die andern ins Bett gehen lassen und selber in der Wohnstube sitzen bleiben, bis die Flut da ist. Wir sollen gegen zwei Uhr Hochwasser haben, werden aber voraussichtlich schon um Mitternacht eine Springflut erwarten können. Sind wir über die Flutzeit glücklich hinüber gekommen, dann wollen auch wir beide uns ins Bett legen.“

Dann setzte sich der Bauer wieder in den Kreis der Kinder und der Dienstboten, die um den eichenen Klappstisch Platz genommen hatten, und hielt den Abendsegen und las das köstliche Evangelium von dem Mann, dem Wind und Meer gehorfolam sind, und rief ihn an mit dem Liebe des frommen Sängers:

Wenn wir in höchsten Nöten sein
Und wissen nicht, wo aus noch ein,
Und finden weder Hilf' noch Rat,
Ob wir gleich sorgen früh oder spat:

So ist dies unser Trost allein,
Daß wir zusammen insgemein
Dich anrufen, o treuer Gott,
Um Rettung aus der Angst und Not.

Dann erhob der Bahne das ernste blaue Auge und betete mit zitternder Stimme:

Gott, gib Fried' in deinem Lande,
Glück und Heil zu allem Stande.
Wehre aller Feinde Macht,
Gerr Jesu, nimm dein Volk in acht.

Und die andern sagten Amen. Die Martha erhob sich und flehte:

Gerr Jesu, komm und mach mich fromm,
Daß ich zu dir in den Himmel komm!

„Amen — Amen!“ widerhallte es aus dem ganzen Kreise. Und der Tete sprach mit kräftiger Stimme:

Ehre sei Gott in der Höhe: Halleluja!
Friede auf Erden: Halleluja!
Und den Menschen ein Wohlgefallen: Halleluja!

„Halleluja — Amen — Amen!“ widerhallte es rings im Kreise. Dann suchten die Hausgenossen ihr Lager. Die beiden Buben redeten noch über den großen Walfisch, den der Carsten gesehen hatte, und über den Sturm, der draußen tobte und heulte, als ob er die Balken brechen wollte. Der Bauer saß mit

seinem Knecht in der Wohnstube. Schweigend saßen sie neben einander; nur dann und wann rebete der Bauer über das böß Wetter und über die finstere Nacht.

„Wenn's noch lange so fortwütet,“ sagte der Carster „dann wird der Deich brechen.“

„Davor behüte uns Gott,“ sagte der Bauer und schaut eine Weile zum Fenster hinaus und sah nichts. Dann trat er wieder an den Tisch, nahm das große silberbeschlagene Bibelbuch vom Bord und las den gewaltigen Psalm, das Lied des Kinder Korah:

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sanken; wenngleich das Meer wütete und wallte, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen: dennoch soll die Stat Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein, da die heilige Wohnungen des Höchsten sind.“

Dann rebeten der Bauer und sein Knecht noch eine Weil über dies trostige und freudige „Dennoch“, das da stehe wie ein Fels mitten in der Brandung, und das wie ein Stern leuchtete durch eine dunkle Nacht. Der Hausherr erzählte seinem Knecht, daß die edlen Grafen von Mansfeld dies starke, mutige „Dennoch“ auf ihre Fahne geschrieben und mit diesem Worte in den Kampf gezogen und in aller Ansehung die „Dennoch“-Fahne hochgehalten haben; und wie die edlen Grafen unter diesen „Dennoch“ von Kampf zu Kampf und von Sieg zu Sieg geschritten seien, so solle auch heute das Wort Gottes recht behalten, und unter der „Dennoch“-Fahne solle der Schiffbrüchige einfahren in den Friedenshafen, und unser Glaube sei an heute noch der Sieg, der die Welt überwunden habe.

Raum hatte der Bauer das Wort gesprochen, da krachte das Gebälk des Hauses, und der mächtige Bau schien in seine Grundfesten zu erbeben. Die beiden Männer sind aufgesprungen und zum Fenster geeilt.

„Gott stehe uns bei in dieser furchtbaren Nacht,“ sagte der Knecht mit bebender Lippe; „er strafe uns nicht in seiner Grimm. Herr, solche Stöße hält der Deich nicht lange aus.“

„Wir müssen hinaus, Carsten,“ erwiderte der Hausherr „Zünde die Stallaterne an. Der Wind ist umgesprungen nach Nordwest; wir müssen den Deich untersuchen und das Fahzeug bereit halten.“

„Herr, wenn der Deich einen Schaden hat, so sehen wir bei der Laterne nimmer, und wenn wir es sähen, so wäre unsere Arbeit verlorene Mühe.“

„Horch, Carsten, hörst Du es rauschen? Carsten, Carsten, ach, daß sich Gott erbarm! — Horch, horch! — ich täusche mich nicht — es braust und brandet an die Hochwerft. Carsten, der Deich ist gebrochen. Horch, horch!“

Der Knecht sagte kein Wort. Ihm war's, wie wenn ein eiserner Ring um seinen Hals gelegt hätte, der ihm die Worte ersticke.

„Wecke die Knechte und Mägde,“ fuhr der Bauer fort: „ich will mein Weib und die Kinder heraufrufen; die Gefahr ist sehr groß.“

Wieder krachte das Gebälk unter dem heulenden Sturm. Die beiden Männer eilten hinaus. Als sie über den weit flur gingen, leuchtete plötzlich ein greller Schein durch die dunkle Nacht. War es ein Blitz? Schickte der allmächtige Gott zerstörende Mächte aus der Höhe und aus der Tiefe wider die Menschenkinder? Hell flammt es durch die Nacht. Es ist ein Feuerschein, der über die Insel leuchtet.

„Es war ein zündender Wetterstrahl.“



Die Erkenntnis.



Für die „Abendschule“ von Gustav Grönlund.

Seit ich Christum hab' gefunden,
Der sich ireu mir zugesellt,
Sind des Lebens dunkle Stunden
Trostesvoll von ihm erhellt.

Mußt' ich vormals Klag' erheben
Ueber Sünde, Schmach und Schuld,
Ist mir alles jetzt vergeben
In erbarmungsreicher Guld.

Seit ich Jesum mir ersehen
Als des Lebens Ziel und Hort,
Ist ein Wunder mir geschehen,
Und es dauert fort und fort.



Denn wie Christus liebend nieder
Einst zu Paulus sich gebeugt,
Also hat er immer wieder
Seine Gnade mir bezeugt.

Herz und Mund soll fortan loben
Ihn, der mich so reich erfreut,
Der mich aller Schuld enthoben
Und zum Gotteskind erneut;

Ihn, der einstens wird erscheinen
Diesen Augen wonnerfüllt,
Wenn sich in dem Einzigeinen
Gottes Klarheit ganz enthüllt.

„Es kann auch das erste Aufklackern des Feuers gewesen sein. Es scheint Paul Tonnesens Haus in Trindermarsch zu sein. Die alte Mutter Tonnesen ist von der Gicht gelähmt. Wer wird —?“

„Hilfe — Hilfe! — Herr, erbarme dich unser!“ schrie der Knecht. Die plätschernden, brausenden Wellen schlugen an die Haustür.

„Aus den Betten! — Aus den Betten! — —“

Das Wasser kann unmöglich so hoch gestiegen sein, daß es die Hochwerft überflutet — auch wenn der Deich gebrochen ist. Die Hochwerft ist höher als der Deich. Und doch schlagen die Wellen an das starke Gemäuer, und doch pocht die wütende Hyäne, die grimmige Nordsee, mit ihren eilenden, starken Füßen an die eichene Haustür.

„Aus den Betten! Aus den Betten!“

Horch, wie die Wogen rollen und grollen! Oder ist es der Donner aus finsternen Wetterwolken, der so gewaltig rollt? Schau, wie die Glut lodert über die Flut! Oder sind es zuckende, zündende Blitze, die herniederflammen wie gierige Schlachtschwerter? Schau, dort leuchtet es schon wieder auf — ein schauriges Licht in der dunklen Nacht. Blutrot färbt sich drüben im Osten das finstere Gewölk. Wer hat jetzt Zeit, nach Licht und Finsternis dort draußen zu sehen?

„Seid Ihr allzumal beisammen?“

Der Vater läßt sein Auge über die Schar der Seinen gleiten. Alle Hausgenossen haben sich um ihn gesammelt. Zitternd und bebend haben die Kinder seine Hände ergriffen, zitternd und bebend schauen die Mägde ihm ins Angesicht.

„Seid ruhig, Kinder,“ spricht in ernstem Tone der Hausvater. „Noch liegt das ausgeschlagene Gotteswort in der Wohnstube auf dem Tische; wiederum wollen wir unsere Zuflucht nehmen zu dem Allmächtigen, der auch heute noch sprechen kann: Bis hierher und nicht weiter.“ Er trat wieder mit den Seinen in die Wohnstube, und sie umstanden den eichenen Klappstuhl mit gefalteten Händen, und er las mit kräftiger Stimme die Worte des fünfundsiezigsten Psalms: „Erhöre uns nach der wunderlichen Gerechtigkeit, Gott, unser Heil, der du bist Zuvorsicht aller auf Erden und ferne am Meer; der die Berge festsetzet in seiner Kraft und gerüstet ist mit Macht; der du stillest das Brausen des Meeres, das Brausen seiner Wellen und das Toben der Völker.“

Mächtiger schlagen die Wellen an die Tür, schon bringen sie durch die Spalten; und der Sturmwind heult von droben her, und die Wellen wühlen und wüten von unten her. Der Flur ist überschwemmt. Die Kühe im Stall erheben ihre

Stimme. Es sind die Hilferufe, welche über die Wogen dahinhallen.

„Löst das Vieh von der Kette!“

Der Carsten will hinauslaufen; da klirren die Fensterscheiben, und mit voller Gewalt fluten die Wogen in die Stube hinein.

„Hilfe! Hilfe!“ rufen die Kinder. Der Vater faßt die beiden Knaben an die Hand, und die Mutter umschlingt die Martha. Die Fluten rauschen durch das Gemach, und die Menschen fliehen auf den Hausboden. Der Sturm hat das Licht ausgeblasen. Sie sehen nichts, sie rufen einander zu: „Hierher! Hierher! Auf den Heuboden!“ „Seid Ihr alle da?“ Peter Steffens ruft jeden der Seinen mit Namen, und jeder gibt ihm Antwort. Sie beratschlagen, ob von unten her noch dies und jenes vom Hausgerät aus der Flut zu bergen sei. Das Gebüll der Kühe dringt zu ihnen herauf. Sie hören es, daß es Angstrufe aus der Wassernot sind.

„Die Kühe stehen ohne Zweifel schon tief im Wasser,“ sagt der Hausherr. „Sie werden nicht mehr zu retten sein; und wenn jemand von uns sich hinunterwagen wollte, der würde sich in Gefahr begeben, ohne etwas erreichen und retten zu können; denn in der Finsternis weiß weder der Fuß, wohin er treten, noch die Hand, wohin sie greifen soll.“

„Die arme Blesse!“ klagte der Carsten; „wenn sie eine Stunde im Wasser steht, ist sie verloren. Und daneben die Dunkelbraune! Sie ist so jung und kräftig. Wenn ihnen die Kette gelöst wird, sind sie vielleicht noch zu retten. Herr, laßt mich hinuntereilen zu dem Vieh.“

„Carsten,“ erwiderte der Hausherr, „mehr als ein Leben hast Du auch nicht zu verlieren; und wenn Du nun hinuntergehst und Dir den Weg durch die Wogen bahnen würdest, wer sagt Dir, daß Du dann wieder heraufkommst, bevor die Treppe weggerissen ist? Horch, wie das Gebüll kracht! Mir ist's, als ob der starke Westerhof erzitterte. Kinder, laßt uns zum Herrn um Hilfe schreien in unserer Not.“

Und der Hausherr betete, und weinend sagten die Kinder und die Knechte und die Mägde ihr Amen.

Wieder krachte das Gebüll, wieder drang das Gebüll der ertrinkenden Kühe von unten herauf. Dann war's stille. Nur der Wind brauste, nur die Wogen rauschten. Langsam zogen die Minuten dahin. Werden die starken Mauern des Westerhofes Widerstand leisten können, wenn mit immer neuer Wut, mit immer neuer Wucht die Wogen heranstürmen? Werden die armen zitternden Menschen, die droben auf dem Heu dicht zusammengedrängt beieinander sitzen, den Morgen erleben? Und

welche Verwüstung werden sie auf der Insel schauen werden beim Morgengrauen! Wird des Nachbarns Haus, dessen Wände schwach, dessen Dach zerrissen war, dem Sturme Widerstand geleistet haben? Nimmermehr. Und wenn das Haus eingestürzt ist, wo werden die Bewohner sein? Das Haus lag zehn Fuß tiefer als der Westerhof. Und des armen Fischers Wöfen kümmerliche Behausung, welche neben den Eltern sieben Kinder barg — wo wird sie sein? Wo werden sie sein — alle die lieben Freunde und Nachbarn? Begraben — begraben — im dunklen, nassen Grab, daran kein Totengräber den Spaten gesetzt hat, das der allmächtige Gott selber bereitet hat; und die Wellen haben ihnen den Grabgesang gesungen, und der Sturm hat ihnen als Sterbeglocke gekläutet.

Sorch, wieder kracht das Gebälk des starken Hauses. Wie lange wird es Widerstand leisten? Fester drängt sich das Häuflein der gängstesten Menschenkinder zusammen. War's nicht, als ob der Windehauch sie angeweht hätte?

„Gott stehe uns bei!“ seufzt der Hausherr.

Der alte treue Knecht aber hat sich erhoben und tappt über den Heuboden.

„Bist Du es, Carsten,“ fragt Peter Steffens, „der sich von uns hinwegbegibt?“

„Ja, Herr,“ erwidert der Alte. „Das Dach ist zerrissen, und wenn der Riß weiter geht und der Wind den Weg auf den Boden findet, dann wird auch der starke Westerhof seinen Widerstand leisten können, und wir sind verloren. Ich will erforschen, durch welche Oeffnung der Wind bläst, und will sie, so gut es geht, mit Heu verstopfen. Komm mit und hilf mir, Jvert.“

Raum hatte der Knecht das Wort gesprochen, da fuhr ein mächtiger Widerstoß auf das Dach und durch das Dach. Wiederum war's ihnen, als ob das starke Gebäude erbebe.

„Carsten, wo bist Du?“ ruft der Hausherr.

Das Wort verhallt im Sturmesbrausen.

„Carsten, wo bist Du?“

Da kracht das Gebälk wiederum. Das Wetter hat freien Zugang und sauft über den Boden.

„Haltet Euch; — haltet Euch, hier ist der Sparren. Herr, stehe du uns bei!“

„Hier, Vater! Mutter! Mutter!“

Zammer und Wehgeschrei hallt über die Wogen. Das Gebälk hat sich gebeugt und ist gebrochen unter der Gewalt des Sturmes.

„Wer ist hier neben mir?“

„Ich bin's, Vater, ich, Dein Zete, o halte mich, sonst ver-schlungen mich die wilden Wogen.“

„Umklammere den Balken, mein Kind, und halte ihn fest. Halte Dich an Deinen Heiland, und ob er uns betten will in des Meeres Tiefe, so werden wir doch an seinem Herzen ruhen.“

Auf dem Bruchholz schwimmen sie dahin wie zwei Schiffbrüchige.

Und auf dem Bruchholz schwimmen sie dahin wie zwei Schiffbrüchige, die Mutter und ihre Martha, die sich droben auf dem Heuboden so fest umschlungen hielten, und die auch jetzt noch Herz an Herz durch die Wogen geschlagen werden. Wie lange wird die schwache Kraft aushalten? —

Über wo sind alle die andern? Wo ist der treue Knecht? Wo ist der Bahne? Wo sind die Mägde?

Die finstere Nacht hüllt den unermesslichen Jammer in ihren dunklen Schleier ein, und der Schrei der Ertrinkenden verhallt im Sturmgebraus.

4. Nordsee — Nordsee.

Als der Tag anbrach, schaute er hernieder auf ein unmeßliches Grab und auf unzählige Leichen. Von den Bewohnern der Insel Nordstrand und der umliegenden Halligen si bei dieser Flut 6,408 Personen ertrunken, darunter neun Pädiger und zwölf Lehrer. Wind und Wogen hatten auf der Insel sechs Glockentürme und 30 Windmühlen umgestürzt; der größte Teil des reichen Getreidebestandes war vernichtet; der Verlust an Vieh wurde auf mehr als 50,000 Stück geschätzt. Von den Bewohnern der Insel waren nur 2,633 am Leben geblieben; die fest gebauten Häuser derselben hatten dem wilden Elemente Widerstand geleistet, oder die Bewohner waren auf einem hohen gelegenen Ort der Insel angetrieben; ja, etliche waren von der wütenden See bei Hattstedt an den Deich geworfen, um dort sterben oder gerettet zu werden. Dort auf dem Kirchhof neben seinem Kirchlein ruht der ehrwürdige Pastor Petrus El Seelforger der Gemeinde Vieth. Vor etlichen Sonntagen hat er wie mit prophetischer Stimme von dem Zorn und den Strahlen Gottes gepredigt, die über die Lande kommen würden; nun ruht er neben seinem eingestürzten Glockenturm; und neben dem Vater ruht die treue Pfarrerstochter. Sie schlafen, dort zu erwachen, wo keine Stürme brausen und keine Wogen rauschen.

Düben auf einer Hochwerft saß ein starker Hund neben einem toten Mann. Das treue Tier hielt mit lauter Stimme die Totenklage über seinen Herrn; nachdem es aber eine Stunde geklagt hatte, scharrte es ein Loch in die Erde, legte den Kopf seines Herrn hinein und bedeckte denselben mit der angescharrten Erde.

So waren hier und dort, als die Wasser abliefen, ergreifende Bilder zu sehen.

Wunderbare Geschichten von der gnädigen Durchhilfe Gottes mußten die frommen Nordfriesen zu erzählen. Im Kirchspiel Ebneshüll wohnte die alte, fromme Katharine Lorenz. Als das Haus einzustürzen drohte, trugen die Töchter sie in ihr Bett hinaus und hofften, sie noch durch das Wasser zu bringen; aber die Wogen entriß den Bett den Händen der Träger. Die fromme Alte aber hat sich in ihres Gottes Hand befohlen und ist in ihrem Bett an der nächsten Hochwerft angetrieben; sie selbst ist ihr Leben errettet, und ihre Oberdecke ist bei der Fahrt kaum naß geworden.

Aber wo sind die Bewohner des Westerhofes geblieben? Die beiden Mägde hat man gefunden auf dem Kirchhof der Gemeinde Trindermarsch. Dorthin waren sie getrieben auf einen Balken, der aus dem mächtigen Gebäude herausgerissen war. Als der edle Pastor Johannes Heimreich am Tage nach dem Unwetter, sobald die Wogen es zuließen, sich auf den Kirchhof hinauswagte, da fand er inmitten einer Schar von Leichen auch die beiden Mägde vom Westerhof liegen. Sie hielten einander umschlungen, als wären sie zwei Schwestern. Der Prediger meinte, daß sie als Leichen neben den Leichen lägen, als er aber genauer zusah, bemerkte er, daß die eine der Jungfrauen noch erstarrt und erschöpft sei, daß sie aber noch atme. Er nahm beide in sein Haus. Bei der einen waren die Versuche der Wiederbelebung ohne Erfolg; die andere aber schlug bald wieder die Augen auf und erholt sich unter der sorgsamsten Pflege im Pfarrhause. Der eine der Knechte war im Kirchspiel Obenb als Leiche angetrieben, der andere war gerettet. Vom alten treuen Carstenknecht aber hat man nie eine Spur wieder gefunden.

Wie hatten die empörten Wogen das Land zerrissen? Moor und Wiesen hatten sie hinweggeführt und düben

Festland an die Deiche geworfen; wie hatten die grausamen Wellen die Menschenherzen zerrissen, daß sie aus tiefen Wunden bluteten. Hier irrte ein Bauersmann durch die Lande und suchte seinen Acker und fand statt der Scholle, die ihn bisher ernährt hatte, rauschende Meereswellen. Und dort irrte einer über den dunklen Schlick, rang die Hände und schrie: „Mein Weib und meine Kinder! Wo sind sie? Wo sind sie?“ Und dort lief eine Mutter den Strand entlang, weinte und forschte mit den weinenden Augen nach ihrem Mann und ihren Kindern, und sie war eine Rahel geworden, die ihre Kinder beweinte und sich nicht trösten lassen wollte, — eine Witwe war sie urplötzlich geworden, und sie fühlte des kleinen Wortes großes Weh.

Da steht auf der Hochwerft im Kirchspiel Trindermarsch, dort, wo Wind und Wogen das stolze Gebäude in einen Trümmerhaufen verwandelt haben, ein starker und stattlicher Mann; sein blondes Haar walt im Winde, und sein langer, heller Bart ruht auf der breiten Brust. Das Haupt des Mannes ist tief gebeugt; sein Arm hält einen Knaben fest umschlungen.

„Tete,“ spricht mit bebender Lippe der starke, stattliche Mann; „wir wollen hinunter gehen an die See und die Mutter und den Bahne und unsere Martha suchen.“

„Vater, gehe Du gen Süden, so will ich nordwärts gehen; bei Obenbüll kann ich wieder zu Dir kommen.“

„Mein, mein Sohn,“ sagte in ernstem Tone Peter Steffens, „Du sollst nicht von mir gehen; denn mein Vaterherz würde ganz zermalmt sein, wenn es Dich missen müßte; überdies ist es unnötig, nach Norden zu gehen; was fortgetrieben ist, ist gen Südwesten geworfen. Wir wollen miteinander hinuntergehen und das Unsere suchen. Wenn wir viel finden, werden wir kalte Leichname finden.“

„O Vater, warum hat uns der liebe Gott das getan? Wird er uns alles nehmen wollen? Da sein Wetter uns den großen Hof zerstört hat, und die wilden Wogen unsern Deich gebrochen und unsere Aecker hinweggenommen haben — wird er uns nun nicht die Mutter und den Bruder und die Schwester wiedergeben?“

„Mein Sohn,“ antwortete in ernstem Tone der Vater, und eine große Träne perlte ihm in den blonden Bart, „was uns der Herr genommen hat, das ist wohl aufgehoben. Wir wollen nicht murren und klagen; wir wollen dankbar sein, daß er uns beide hat zusammen bleiben lassen.“

Der Mann hatte die Hände gefaltet und hatte das Haupt tief gebeugt, und reichlicher flossen ihm die Tränen über die Wangen. Dann wandte er sein Auge hinüber zu einem großen, starken Gebäude, welches nur zweihundert Schritt entfernt lag; dort hatte Peter Steffens eine Zuflucht gefunden; dort hatte man ihn und seinen Sohn in trockene Kleider gekleidet. Es war Thies Thiesens Hof. Thies Thiesens und Peter Steffens waren einander stets abhold gewesen, weil sie in den Gemeindeangelegenheiten oft verschiedener Meinung gewesen waren und in den Versammlungen oft offen ihre Meinung gesagt hatten und hart aneinander geraten waren. Nun hatten die wilden Wogen sie zusammengeworfen, und Thies Thiesens hatte den Verunglückten sein Haus und sein Herz aufgetan.

„Wir wollen dem Nachbar Thies melden, wohin wir gehen. — Aber, schau, mein Sohn, kommt dort nicht der alte Schiffer Heinz Schwennesen übers Feld? Seinen Hof habe ich stehen sehen. Die Hochwerft des Ede Thies hat seinen Besitz gesichert und ist ihm ein Wellenbrecher gewesen, der ihn mit den Seinen vor dem Untergang bewahrt hat; ja, ich erkenne den Alten. Wir wollen ihm entgegengehen. Er ist mir stets ein treuer, väterlicher Freund gewesen. Sein Rat war stets wohl eronnen, und sein Wort war klar wie der Sonnenschein.“

Heinz Schwennesen winkte schon aus der Ferne mit seiner Mütze. Er hatte offenbar den Peter Steffens erkannt und eilte, so rasch ihn die alten Füße tragen konnten. Peter Steffens kam ihm entgegen.

„Welche Kunde bringst Du mir, Heinz Schwennesen?“ fragte der Bauer; „ich lese es aus Deinem Gesicht, daß Du mir etwas zu sagen hast.“

„Dein Weib und Deine Tochter sind wohlgeborgen in meinem Hause,“ erwiderte in eiliger Rede der Schiffer. „Mit Mühe und Not habe ich sie mir aus der Flut geholt, und erstarrt waren sie, daß wir meinten, daß nimmer wieder Leben die kalten Glieder durchströmen werde; aber gerieben haben wir sie mit wollenen Tüchern wohl eine ganze Stunde lang, und als das Leben wiederkehrte, da hat meine Frau mit Tropfen und Balsam nachgeholfen. Nun sind sie zwar noch sehr schwach, und Dein Weib wird wohl noch eine Weile das Bett hüten müssen, aber ich halte dafür, daß die ärgste Gefahr überwunden ist.“

„Hast Du meinen Sohn — den Bahne, nicht gesehen?“

„Ich habe ihn nicht gesehen, Peter Steffens. Auch von den andern Hausgenossen des Westerhofes habe ich niemand erspäht, obwohl drüben bei uns von der ersten Morgendämmerung her stets der eine oder andere auf dem Auszug gestanden hat; und manche Leiche haben wir auf die Werft ziehen und etliche, die noch atmeten, haben wir der Gefahr entreißen können. Peter Steffens, der allmächtige Gott hat uns hart ge-
straft; aber um unserer Sünde willen haben wir's wohl verdient, ja, wenn er mit uns hätte handeln wollen nach unserer Missetat, wer hätte nicht den Tod verdient? Wenn er seine Zornesrute hätte schwingen wollen nach unserer Gebühr, wessen Rücken müßte nicht blutig sein?“

„Mein Sohn — mein Bahne, — Du Freude meines Vaterherzens —“

„Zammere und klage nicht über den Verlorenen,“ fuhr der alte Schiffer fort, „bevor Du über die Geretteten gedankt hast. Gott ist Dir sehr gnädig gewesen, Peter Steffens. Ich will Dir die Leichen zeigen, welche drüben an meiner Hochwerft angetrieben sind; und Du wirst dankbar sein für diejenigen, welche Dir geblieben sind. Ganze Geschlechter sind untergegangen. Mancher Friesenname, der auf der Insel einen guten Klang hatte, wird nach wenigen Jahren vergessen sein, weil kein Sproß der Familie übrig geblieben ist.“

Peter Steffens legte die Rechte übers Angesicht und weinte.

„Wohl will ich dankbar sein für die Meinen, die mir mein Gott erhalten hat, aber weinen darf ich um diejenigen, welche er

Warte nur!

Warte nur ein kleines Weilschen noch
Und trage deines Heilands sanftes Joch
In Demut nur.

Sei gleich den Knechten, welche ihres Herrn
In Treue harren, ob er noch so fern.

O warte nur!

O warte nur! Die Stunde kommt gewiß,
Da weichen muß der Erde Finsternis
Des Richters Spur,

Da eine Freude, unaussprechlich groß,
Dein harret in des Heilands Arm und Schoß.

O warte nur!

O warte nur! Ein kurzes Stündlein führt
Der Weg durch Tiefen, und dein Fuß berührt
Die Dornenflur,

Ein Stündlein noch, und jauchzend gehst auch du
Entgegen deinem Herrn zur ew'gen Ruh'.

O warte nur!

mir genommen hat. Bei solchem Leid will ich mich der Mannestränen nicht schämen."

"Deine Tränen sind Dir wahrlich keine Schande, Peter Steffens. Ja, ich meinte ein eisernes Herz in der Brust zu tragen; in manche finstere Wolke und in manche wilde Woge habe ich hineingeblickt, aber als ich heute früh die Verwüstung gesehen habe, da ist's mir gewesen, als ob das eiserne Herz des alten Seemanns in den Glutofen der Trübsal mitten hinein geworfen würde; und den Tränen habe ich nicht wehren können, als ich den Nachbarn in die gebrochenen Augen schauen mußte, die keine Liebeshand ihnen hatte zubrühen können."

Schweigend stand der starke Friesenmann eine Weile vor dem väterlichen Freunde, hatte ihm die Rechte gereicht und hatte die Linke über's Antlitz gelegt. Dann sagte er:

"Heinz Schwennesen, gehe hinüber, grüße mein Weib und mein Kind und sage ihnen, daß ich mit meinem Sohne ausgegangen sei, um den Bahne zu suchen, ja, den Bahne und den alten treuen Carsten."

"Ihr werdet nicht weit kommen," sagte der Kapitän. „Schau, nur ein Stücklein der Insel ist über Wasser, und zwischen den Werften flutet das Meer. Wo wollt Ihr suchen? Ehe Ihr die dritte Hochwerft erreicht habt, wird der Abend hereingebrochen sein; und wer verbürgt es uns, daß nicht die kommende Nacht der vergangenen ähnlich wird? Darum kommt mit mir in mein Haus, begrüßt die Euren und betet mit uns und mit ihnen; — betet über den Schmerz, den Ihr drinnen habt, und über die Fragen, die Ihr hinausführt ins große Grab der Inselbewohner hinein."

Peter Steffens erwiderte ihm kein Wort, aber er ging schweigend neben dem Schiffer her und sah wohl dann und wann zu den Fluten hinüber, als ob er etwas suche; aber dann nickte er mit dem Kopfe, als wenn er den letzten Worten des Freundes zustimmen wollte. So schritten sie miteinander hinüber zum Hofe des Heinz Schwennesen. Dort gab's ein trauriges Wiedersehen. Jetzt erst, als die Mutter den einen Sohn sah, fiel ihr der Verlust des andern schwer auf die Seele; jetzt erst, da sie ihrem Manne wieder ins Antlitz schauen konnte, fiel es ihr auf, wie gerade der Bahne des Vaters Züge getragen und des Vaters ernsten und festen Sinn gehabt habe.

Aber ist denn der Bahne ganz gewiß in den Fluten angekommen? An das Gebälk hatte er sich angeklammert, gerade so fest wie alle die andern; — und wenn nun die Eltern und die beiden Kinder gerettet waren, konnte nicht auch ihr Ältester von Engelhänden geführt und von Engelhut behütet sein? Das Mutterherz fing wieder an zu hoffen."

In den nächsten Tagen sah und hörte man erst, wie groß das Unglück gewesen sei.

"Es ist der Wasserflut nicht genug gewesen," so erzählt der Chronist jener Zeit, "sondern es hat auch Gott der Herr viele daneben mit der Feuersrute gestraft, indem einesteils aus Un-

vorsichtigkeit, andernteils aus Ungefügigkeit der Winde ihr Feuer ihre eigenen Häuser, darauf sie geseßen und den Tod stündlich erwartet, hat eingäschert, also daß sie einen zweifachen Tod vor ihren Augen haben sehen müssen, auch wohl, wie man Exempel weiß, aus Furcht vor dem Feuer selbst ins Wasser gesprungen und sich also ersäufet, da man sonst noch das Leben hätte retten können. Und ist also mächtig gewesen der Wogen-schwall, demnach man von dieser Flut mit Billigkeit mag schreiben, was der Poet von der im 782. Jahre nach der Sündflut in Thessalien ergangenen Flut singet und schreibt:

Da war es alles Meer, und konnten Schiffe gehen,
Wo man zuvor gepflügt, da brach das Wasser in,
Nahm Menschen, Vieh und Korn, nahm Haus und Scheunen hin,
Man konnte keinen Strand für hohe Wellen sehen."

Peter Steffens suchte sein Kind und seinen Knecht. Er suchte bei den Freunden und Nachbarn, er suchte unter den Trümmern seines eigenen Hauses, er suchte an den Trümmerhaufen der fremden Häuser, er pilgerte von einer Hochwerft zu der andern; aber nirgend's fand er eine Spur der Verschollenen. Er fuhr im Boot hinüber zur Haatstedter Marsch, weil er gehört hatte, daß etliche Personen von den Inseln dorthin verschlagen seien; er sah auch dort die Verwüstung, er hörte auch dort den Jammer; aber von den Seinen sah er nichts, von den Seinen hörte er nichts. Sein Weib und seine beiden Kinder waren bei dem alten lieben Heinz Schwennesen geblieben. Ob der Westerhof wieder aufgebaut werden solle, nachdem der größte Teil der fruchtbaren Acker von der Flut hinweggerissen war; ob der Deich an der Westseite der Insel so weit eingezogen werden müsse, daß der Westerhof des Schutzes verlustig gehe, das konnte erst nach etlichen Monaten entschieden werden. Jetzt mußte Peter Steffens aber schon, daß er seinen Wohlstand verloren hatte. Den Verlust seiner Erdengüter hätte er bald verschmerzt, denn sein Herz hing nicht am Gelbe; aber wie lieb er seinen Bahne gehabt hatte, das fühlte er, je länger er ihn suchte ohne ihn zu finden. Viele der Nachbarn waren verschlagen und von den wilden Wogen verschlungen; niemand wunderte sich darüber; aber daß sein Bahne spurlos sollte verschollen, daß er ohne Scheidegruß ihm von seinem Vaterherzen sollte gerissen sein, das war dem Vater unbegreiflich, das wollte er nimmer glauben; und wenn Heinz Schwennesen ihn mahnte, Hoffnungen, die unerfüllbar seien, fahren zu lassen, dann schüttelte er den Kopf und sagte in traurigem Tone:

"Solange ich den Leichnam meines Kindes nicht gesehen habe, oder ich es nicht aus sicherer Zeugen Mund gehört habe, daß mein Kind tot ist, will ich zum Herrn flehen, daß er mich wieder in sein helles blaues Auge schauen lasse; aber wenn ich weiß, wenn ich ganz gewiß weiß, daß mein Kind in seiner Grube ruht, dann will ich auch über dies Herz sprechen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewissen.

Es lag ein Mann an einem Ort,
Sein Herz ihm schlug unruhig fort,
Er warf sich hin, er warf sich her,
Als ob das Bett von Dornen wär'.

Dann träumte ihm ein banger Traum,
Weil in des Herzens dunklem Raum
Nur wohnte bange Furcht vor Strafen,
Und ließ nicht ruhen ihn noch schlafen.



Ein andrer Mann lag nebenbei,
Sein Bett war hart, sein Herz war treu.
Er schlief ganz sanft und träumte süß
Vom Himmelsglück und Paradies.

Und fragst du, wer ihn eingewiegt,
Ihn, der so still und ruhig liegt:
Ein Engel war sein gut Gewissen,
Der legte sanft sein Ruhestissen.

Jerusalems Eroberungen.

Man wird nicht leicht eine zweite Stadt nennen können, welche so zahlreiche Eroberungen erlitten hat wie Jerusalem. Es sind deren nicht weniger als 25, und zwar haben die verschiedensten Völker im Laufe der Jahrhunderte Jerusalem erobert: Israeliten, Ägypter, Assyrer, Perser, Macedonier, Syrer, Parther, Römer, Griechen, Araber, Franken, Türken und Engländer.

Wer am Auge des Geistes die lange Reihe der Eroberungen Jerusalems vorüberziehen läßt, den bewegen mancherlei Gedanken. Welche Entfesselung der Leidenschaften, wie viel bange Sorgen in den Herzen der Belagerten, wie viel Leid und Wehklagen, Jammer und Elend, Blutvergießen, Zerstören von mühsam Aufgebautem und Vernichten von wertvollen Gegenständen wäre da aufzuzählen, und wer nennt die tausenderlei Grausamkeiten, welche in früheren Zeiten Erstürmungen mit sich brachten! Für wie viele Tausende fremder Scharen ist die Umgebung Jerusalems weiter nichts gewesen als ihr Todesader! Wer z. B. denkt daran, daß hier in einer Nacht 185.000 Mann des Sanherib'schen Heeres hingestorben sind?

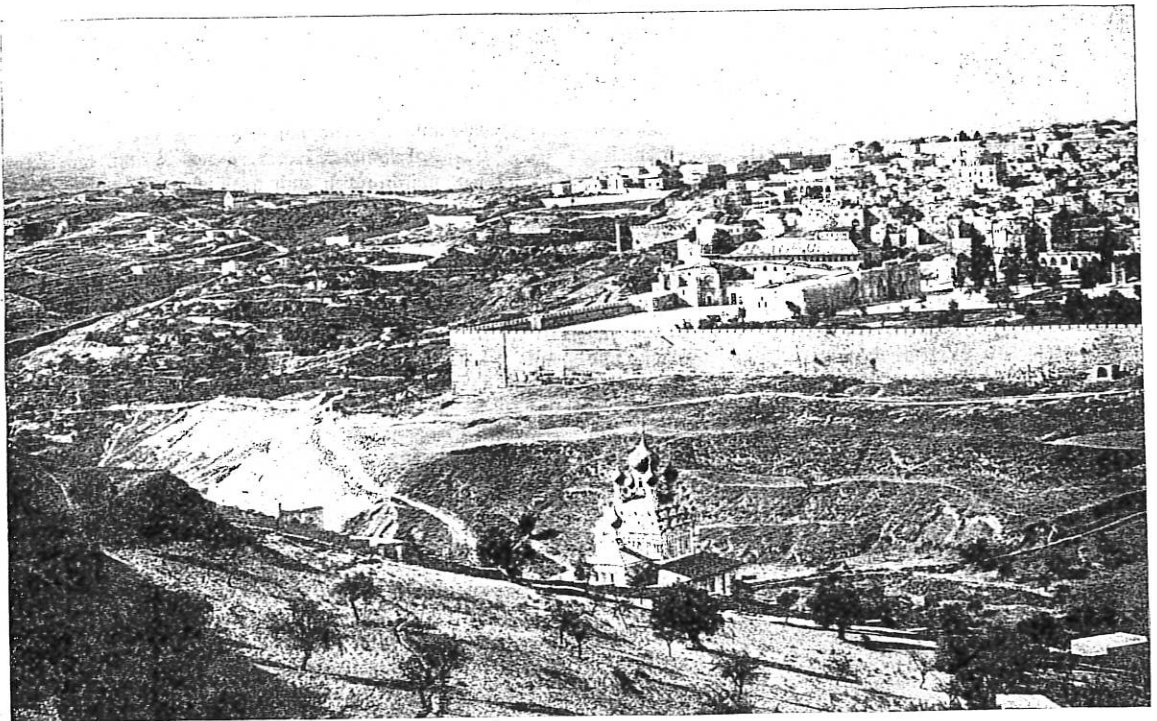
Schon in urältester Zeit wird das „Salem“ des Melchisedek, welches das spätere Jerusalem ist, genannt (1 Mos. 14, 18); dann aber verschwindet die Stadt aus der Geschichte bis auf die Tage, da Josua die Stämme der Israeliten im Eroberungszuge vom Jordanthal heraufführt. Jos. 10, 1 wird der Name „Jerusalem“ zum erstenmal erwähnt. Es ist für den Bibelleser in hohem Grade erfreulich, daß die aus jener Zeit (1400 v. Chr.) herrührenden, nun wieder aufgefundenen Tell El-Amarna-Tafeln nicht nur eine Bestätigung der Existenz Jerusalems (Urusalim) geben, sondern überhaupt ein helles Licht auf die Angaben des Buches Josua werfen. Jerusalem war auch die Hauptstadt der Jebusiter und tritt uns auch unter dem Namen „Jebus“ entgegen. Die Israeliten hatten die Völkerschaften Kanaan, darunter die Jebusiter, besiegt, aber sie waren nicht Herr der starken Feste Jebus geworden, und nur die Unterstadt scheint von Benjaminiten bewohnt worden zu sein. Nach Richt. 1, 1—8 tritt zwar der führende Stamm Juda wider Jerusalem, gewann die Stadt und zündete sie an, und dies kann man als die erste Eroberung bezeichnen, aber die Israeliten waren nicht mächtig oder energisch genug, mit dem heidnischen Stamme ganz aufzuräumen. (Richt. 1, 21; 19, 11. 12.) Die Burg blieb im Besitz der Jebusiter bis in die Zeit Davids, der sie, etwa um 1048, durch seinen Feldhauptmann Joab einnahm — das war die zweite Eroberung — und zu seiner Residenz erhob.

Unter Salomo wurde Jerusalem großartig verschönert und stark befestigt, doch dauerte die Blüte der Stadt nur kurze Zeit. Unter Rehabeam mußte sie sich dem ägyptischen König Sais ergeben (3). Ein Jahrhundert später, unter Zorab, wurden Stadt und Palast von philistäischen und arabischen Stämmen geplündert und eingenommen (4). Etwa 60 Jahre nachher zieht sogar das nördliche Brudervolk gegen den jüdischen König Amasia, reißt einen großen Teil der Mauern nieder und plündert Tempel und Königshaus (5). Obgleich sich Jerusalem von dieser Heimsuchung erholt und sogar wieder eine kurze Blütezeit genoss, indem die Könige Asa und Hiskia für Handel und Gewerbe, dieser besonders für den Mauerbau und die Wasserversorgung (Kanalisation und Teiche), viel taten, wollte das Unglück doch nicht weichen. Unter Asa erschütterte ein Erdbeben die Stadt, und unter Hiskia belagerten sie die Assyrer, eroberten sie aber nicht. Nach ihm unter den folgenden Königen die moralische Kraft des Volkes. Dem Nebukadnezar öffnet sich wiederholt die Tore: das erste Mal zur Zeit Jojachins (6), das zweite Mal elf Jahre später nach einer schrecklichen Belagerung unter Zedekia (7), wobei der Tempel geplündert und verbrannt, die Stadt samt den Mauern zerstört und die Einwohner in die babylonische Gefangenschaft geschleppt wurden. Die rückkehrenden Exulanten bauten die Stadt unter Nehemias Leitung auf den Grundlagen des alten Jerusalems wieder auf.

In den folgenden Jahrhunderten lebten die Juden unter persischer, macedonischer und ägyptischer Herrschaft. Die Stürme dieser Zeit gingen gelinde über Jerusalem hin. Alexander zog in Jerusalem ein, doch, wie es nach Josephus scheint, in friedlicher Weise. Nach seinem Tode nahm Ptolemäus von Stadt und Land Besitz. Antiochus Epiphanes plünderte auf dem Rückwege aus Ägypten den Tempel, zwei Jahre später wurde die Stadt durch einen Steuerobersten listig erobert und verbrannt, die Mauer niedergeworfen und die Burg Akra besetzt (8). Hiernach hatte Jerusalem durch die gewaltigen Kämpfe, welche sich unter Führung der heldenhaften Makkabäer um die Losreißung vom verhassten Fremdenjoch entspannen, viel zu leiden. Oft sah die Stadt den Feind vor den Toren. Zwischenhinein wurden die Mauern Zions geschleift. Erst dem Simon gelang es, den Feind aus der bis dahin innegehabten Akra zu vertreiben. Unter Johannes Hyrkanus' Regierung wurde Jerusalem wiederum von den Syrern belagert, ausgehungert und die Mauern geschleift (9), doch erneuerte derselbe alsbald wieder



Panorama der Stadt Jerusalem.



Jerusalem (Berg Zion) und der Berg Moria vom Ölberge aus gesehen.

die Befestigungen. Bald entspann sich in der Hasmonäer (Makkabäer)-Familie ein Bruderkrieg um den Alleinbesitz des Landes, das die römische Einmischung zur Folge hatte. Daraus entstand die (10.) Eroberung der Stadt durch Pompejus (63 v. Chr.), bei welcher ein furchtbares Blutbad unter den Juden angerichtet wurde. Seitdem stand Judäa unter der Oberhoheit der Römer, welche dem Antipater die Erlaubnis gaben, die zerstörten Mauern wieder herzustellen. Neue Rivalitäten um die Herrschaft führten die Parther heran, welche die Stadt brennen und plündern (11). Dem geflüchteten Herodes gelang es 37 v. Chr., die Stadt mit römischer Heeresmacht im Sturme und unter schrecklichem Blutvergießen zu nehmen (12). Aus Stolz und um den Juden zu schmeicheln, befestigte und verschönerte er Jerusalem in großartiger Weise, und sein Enkel Agrippa umschloß auch die nördliche Vorstadt mit einer überaus starken Mauer, die indes erst später vollendet wurde.

Der Druck der römischen Regierung führte die Juden zu offener Empörung, und im Jahre 70 n. Chr. fand unter Titus die sowohl wegen der Gründlichkeit der Zerstörung als auch wegen der verübten Greuel, der Niederschlachtung und Wegführung so vieler Juden fürchterlichste aller Eroberungen statt (13). Noch einigemal flammte der Patriotismus der Juden auf, und unter der Anführung des Bar Kochba hatten sie sich in Jerusalem zum Kampfe gerüstet. Der römische Feldherr rückte heran und bemächtigte sich der Stadt (14); über 500.000 Juden fielen in diesem Aufstand. Der baulustige Kaiser Hadrian machte Jerusalem zur heidnischen Kolonie und nannte sie „Aelia Capitolina“. Das Judentum in Palästina war nunmehr vernichtet, und damit schweigt für Jahrhunderte die Geschichte Jerusalems.

Auf die heidnische und christliche Zeit (Konstantin, Justinian) folgt die mohammedanische. Die Erstürmung der Stadt durch die Perser unter dem religionsfanatischen Chosroes (614) zeigte die

sinkende Widerstandskraft des oströmischen Reiches (15). Jerusalem wurde zwar durch den Kaiser Heraclius wieder zurückgewonnen (16), aber 637 richteten die Moslem ihre Augen auf die Stadt und obwohl die 2.000 Griechen sich tapfer hielten, mußten sie sie doch an Omar ergeben (17). Später, im Besitz der Herrscher von Aegypten, wurde die Stadt in die Kämpfe der Turcomanen verwickelt und 1077 von den Charesmiern erobert (18). Diese waren unerbittlich gegen die wallfahrenden Christen. Die schreienden Ungerechtigkeiten, die sie verübten, gaben den Anstoß zum ersten Kreuzzug, der 1099 mit der Eroberung Jerusalems abschloß (19). Au 88 Jahre aber blieb die Stadt in den Händen christlicher Könige, die wurde sie 1187 durch Saladin für die Moslem zurückgewonnen (20). Die Festungswerke hatten in den folgenden Jahren ein wechselvolles Schicksal, sie wurden bald befestigt, bald geschleift und dann von den fränkischen Rittern wieder aufgebaut. Im Jahre 1239 kam der Emir David von Ketak durch die Erstürmung der Stadt in ihren Besitz (21), überließ sie aber nach 4 Jahren wieder den Christen. Im Jahre 1244 drangen die Charesmier abermal verheerend ins Land ein und verwüsteten die Stadt (22). Seit dieser Zeit ging Jerusalem für die Christen verloren. Im Jahre 1517 eroberte es Sultan Selim I. als Haupt der osmanischen Türke (23), in deren Händen es verblieb. Nur noch einmal sah es ein feindliches Heer in seinen Mauern: im Jahre 1832, als Ibrahim Pascha es einnahm (24), der es bis 1840 behielt, als die Stadt durch die Intervention der europäischen Großmächte den Türken zurückgegeben wurde, wobei sich der Sultan verpflichten mußte, die christlichen Schutze der Großmächte für Palästina anzuerkennen.

Und nun ist Jerusalem durch die Engländer — unglücklicher als je — im großen Völkerringen wieder den Händen der Türken entrissen. Das ist Jerusalems 25. Eroberung. Was das ferner Schicksal der Stadt sein wird, bleibt abzuwarten.

Brest-Litowsk.

Diese Stadt steht heute im Vordergrund, weil dort (im Festungsbetriebe) die Friedensverhandlungen zwischen den Vertretern der Mittelmächte und der russischen Bolschewiki stattfinden.

Von dem Festungsgürtel lag die Stadt ganz getrennt; sie wurde feinerzeit bei dem Rückzug der Russen völlig niedergebrannt. Sie zählte 57.000 Einwohner und galt als eine der vornehmsten Gemeinden in ganz Polen und Litauen. Es war, dies sieht man noch an den Ruinen, keine alte Stadt, sondern erst vor 80 Jahren gegründet; die Vorgängerin, Brist de Lita, hatte auf einem höher gelegenen Orte gestanden, den jetzt die Festungsgräben einnimmt.

Kaiser Nikolaus I. beschloß im Jahre 1833 nach der Niederwerfung des Polenaufstandes, an diesem wichtigen strategischen Punkte die Einmündung des Muchawiez in den Bug eine Festung zu errichten und wählte dazu das hochgelegene und inmitten vieler Sümpfe trockene Gebiet der Stadt; die Bewohner sollten abwandern und sich zwischen den Sümpfen ansiedeln. Die Abwanderung ging aber langsam vor sich, bis 1835 ein großer Brand den kaiserlichen Plänen zu Hilfe kam. Er vernichtete ungefähr 500 Häuser der alten Stadtanlage, und infolgedessen wuchs die neue Stadt Brest-Litowsk in den folgenden Jahren rascher an.

Seit 1838 wurde Brest-Litowsk eine Judenstadt; es wohnten ihrer volle 50,000 dafelbst. Aus jenen Tagen datiert die Fürsorge für die Armen, die sich bis in unsere Zeit erhielt und deren größter Stolz es von jeher war: es dürfe nie ein Jude aus Brest-Litowsk im Auslande betteln gehen! Brest-Litowsk (der letztere Name zeigt an, daß die Stadt nicht auf polnischem, sondern litauischem Boden liegt) wurde bald zu einer Stadt großer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Vor dem Kriegebrände zählte sie 38 verschiedene Synagogen und Bethäuser.

Aus der alten Stadt Brest de Lita ist besonders ein Mann berühmt geworden, Saul Wahl. Er war von seinem Vater, dem berühmten Gelehrten Samuel Katzenellenbogen in Padua (Italien), nach Litauen gesandt worden, ließ aber lange Jahre nichts von sich hören. Als nun eines Tages ein Fürst Radziwill in Geldnöten bei dem Vater in Padua vorsprach, bat dieser ihn um den Gegenstand, sich in seiner litauischen Heimat nach dem Sohne Saul zu erkundigen. Der Fürst tat es und machte den jungen Saul zu seinem Hofjuden. Wenige Jahre darauf mußte Fürst Radziwill bei einer polnischen

Königswahl in Warschau den Vorzug unter den Magnaten führen und hatte Saul mitgenommen. Die Wahl mußte laut eines alten Gesetzes um Mitternacht desselben Tages beendet sein, aber es ging überaus heiß her, und die Zeit verstrich. Da kam dem Fürsten der erlösende Gedanke. Er schmetterte mit lauter Stimme das Bibelwort in den Saal: „Ruhig, meine Brüder, hört auf mit Eurem Streite, Saul soll über uns regieren!“ Saul ward zum polnischen König einhellig gewählt mit der Verpflichtung, am anderen Morgen seine Würde wieder niederzulegen, um den Magnaten dadurch Zeit zu geben, einen zweiten Tag die Königswahl zu betreiben. Die Geschichte spielt im Jahre 1586 und trug dem Saul von Padua den Ehrennamen Saul Wahl ein.

Eine Sehenswürdigkeit der Stadt ist der alte jüdische Friedhof. Da hat man von vielen alten, längst geräumten und verlegten Friedhöfen die Grabsteine zusammengetragen und sie zu fünf und sechsen hintereinander auf ganz fremde Gräber gestellt. Was in Brest vor dem Kriege an Juden lebte, ist heute in alle Winde, meist nach Minsk und Pinsk und in deutsche Etappenorte, zerstreut.



Die Mauser der Käfigvögel.

Durch unpassende Nahrung, mangelhafte Pflege, schlechte Käfige werden viele Gefiederkrankheiten der Stubenvögel verursacht. Die Mauser dagegen, der jährliche Federwechsel, ist keine Krankheit, sondern eine Ma-

turnotwendigkeit. Die Vögel der gemäßigten Zone mausern zu Ende des Sommers, wenn die Brutzeit vorüber ist, die tropischen und subtropischen Vögel mausern mehr oder weniger das ganze Jahr,

d. h. bei ihnen vollzieht sich der Federwechsel in einer mehr unauffälligen Weise. Auch die Stubenvögel mausern zu sehr verschiedener Zeit.

Der Federwechsel beansprucht die volle Kraft des Vogels, er bringt für das Tier mancherlei Unbehagen hervor und bedingt einen äußerst regen Stoffwechsel. Einem gesunden, kräftigen Vogel schadet die Mauser in keiner Weise. Die Umstände, unter denen die Mauser eintritt, die Zeit, in der sie beginnt und verläuft, die Dauer, welche sie beansprucht, können recht verschieden sein. Es läßt sich nicht einmal für denselben Vogel eine unabänderliche Mauserzeit feststellen, denn ein und derselbe Vogel mausert in diesem Jahre früher, in jenem dagegen später.

Immer wird der Vogel durch den Federwechsel angegriffen, unter Umständen einzelner seiner Fähigkeiten beraubt, selbst flugunfähig gemacht. Er fühlt sich unbehaglich und ist deshalb still, bis zu einem gewissen Grade traurig, schweigt in der Regel mit seinem Gesange, sitzt viel auf einer und derselben Stelle, sträubt das Gefieder und nestelt fast ununterbrochen in ihm herum, in der Absicht, die Hülfs- der sprossenden Federn zu zersprengen, locker gewordene auszugleichen und heranwachsende gehörig einzufetten. Wer den Vogel gut und richtig hält, so daß er die Lage des Tieres kaum verbessern kann, hat während der Mauser weiter nichts zu tun, als den gesteigerten Ansprüchen an nahrhaftes Futter nachzukommen; wer aber bis zum Eintritte der Mau-

ser die Tiere nur mangelhaft pflegte, sie nun aber gut halten und füttern will, erreicht hiermit nichts.

Mit Beginn der Mauser bedarf der Vogel nur einer größeren Sorgfalt; der Pfleger bringe, so viel als möglich noch Abwechslung in das Futter, bereichere die Tafel nicht nur hinsichtlich der Menge, sondern bezüglich der Güte der Nahrung. Körnerfreßer sollen zu der Zeit auch ein Weichfutter erhalten, Weichfreßer eine möglichst vielseitige Insekten-

nahrung. Völlste Gelegenheit soll den Tieren zum Baden geboten werden, und jede Störung durch äußere Einflüsse, besonders Zugluft und Sonnenglut, ist von ihnen fern zu halten. Auch das Herausgreifen und Anfassen des Vogels während der Mauser ist zu unterlassen, da sonst Gefiederverstümmelungen verursacht werden, die ihn für lange Zeit entstellen können.

Das Kahlwerden und Kahlbleiben mancher Vögel an verschiedenen Körperstellen kann vielfach als ein Zeichen mangelhaften Wohlfühlens angesehen werden. Die Haut zeigt sich an solchen Stellen schinnig. Hier muß eine allgemeine richtige Körperpflege (Bad, gute Nahrung) eintreten, die Stellen befiedern sich dann bald von selbst.

Das erste Mittel zur Gefiederpflege ist das Bad. Fast jeder Vogel, der freiwillig badet und sich das Federkleid tüchtig durchnäßt, ist gesund. Bei kalter Witterung im Spätherbst, an trübten, kühlen Tagen, ferner im Winter im kalten Zimmer soll kein Badeswasser gereicht werden. Rotes, gewalttames Baden, wobei der Vogel einfach in das Wasser getaucht wird, ist zu vermeiden, es schädigt nur die Gesundheit des Tieres. Mit einem Zerstäuber darf man die Tiere aber leicht benässen.

Zufriedenes Pärchen.

Ebenso wichtig wie das Wasserbad ist für viele Vögel das Sandbad. Das gilt besonders für Hühner und Papageien, in deren Gefieder sich der Federstaub oft in beträchtlicher Menge ansammelt.



Kranke Hänchen.

